

Teil I
Grundlagen der
Neophänomenologischen Soziologie

2. Leib und Situation

Sozialtheoretische Grundlagen

Seit den grundlagentheoretischen Arbeiten von Alfred Schütz zählt die Phänomenologie zu den wichtigsten philosophischen Disziplinen innerhalb der Soziologie. Neben ihrer fundamentalen Bedeutung für die im Anschluss an Schütz so genannte phänomenologische Soziologie zeigt sich der Einfluss der Phänomenologie besonders in der Ethnomethodologie, der Wissenssoziologie und der Methodologie qualitativer Sozialforschung; aber auch in Luhmanns Systemtheorie, Habermas' Kritischer Theorie oder Giddens' Strukturationstheorie hat sie Eingang gefunden. Auffällig ist dabei, dass die soziologische Auseinandersetzung mit der phänomenologischen Philosophie auf einen engen Kreis an Autoren und Themen begrenzt ist. Seit den wegweisenden Untersuchungen von Schütz bildet die Transzendentalphänomenologie von Edmund Husserl den unumstrittenen Referenzpunkt für die Soziologie (vgl. Schütz 1960, 1971a, 1971b). Kernthemen der durch Husserl inspirierten phänomenologischen Soziologie sind die bewusstseinsmäßige Konstitution sinnhaften Handelns und die soziale – vor allem wissenschafts- und kommunikativ – Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit, die Problematik des Fremdverstehens und der Intersubjektivität sowie die Lebensweltthematik. In Fortführung der Husserl-Schütz-Tradition präsentiert sich die phänomenologische Soziologie gegenwärtig vor allem als Lebenswelt-, Alltags- und Wissenssoziologie (vgl. die Übersichten in Bühl 2002; Eberle 2012; Fischer 2012; Knoblauch 2009; Raab et al. 2008; für den angloamerikanischen Raum siehe Bird 2009; Ferguson 2006; Nasu 2012).

Neben Husserls Transzendentalphänomenologie ist Maurice Merleau-Pontys Wahrnehmungsphänomenologie die von der Soziologie am stärksten bevorzugte phänomenologische Philosophie. Die Soziologie rekurriert auf Merleau-Ponty insbesondere dann, wenn das Verhältnis von Leiblichkeit/Sinnlichkeit und Intersubjektivität/Sozialität in Frage steht. Das soziologische Interesse gilt hierbei vor allem Merleau-Pontys Konzept der »Zwischenleiblichkeit« (Merleau-Ponty 1994: 185), das vorzugsweise für eine Kritik an Schütz' egologischem Ansatz und die Entwicklung einer Sozialitätstheorie genutzt wird, deren Fundament die fungierende Leiblichkeit ist: Der Leib als Medium des Handelns und als Vermittler zwischen Ich und Welt (vgl. exemplarisch Bongaerts 2003; Coenen 1985a, 1985b; Crossley 1995, 1996; Fischer 2003; Meyer-Drawe 1984; Taylor 1986). Des Weiteren finden Merleau-Pontys leibphänomenologische Überlegungen große Resonanz im Kontext der jüngeren Körpersoziologie, allen voran in den Diskussionen um

eine körperbasierte, *embodied sociology* (als Überblick siehe Alkemeyer 2015; Gugutzer 2012, 2015a).

Verglichen mit dem zentralen Stellenwert der Phänomenologien von Husserl und Merleau-Ponty sind jene von Scheler, Heidegger, Sartre, Le-
vians, Ricoeur oder Waldenfels wie auch die derzeit besonders populäre »enactive phenomenology« von Gallagher soziologisch randständig. Nahezu außerhalb des Wahrnehmungsfeldes der Soziologie befindet sich schließlich die Neue Phänomenologie von Hermann Schmitz (1928–2021). Schmitz' Schriften¹ werden vom Großteil der phänomenologisch orientierten Soziolog:innen ignoriert.² Über die Gründe für das Desinteresse an Schmitz' Philosophie kann nur spekuliert werden, aber vermutlich spielt eine wichtige Rolle, dass die Neue Phänomenologie wenig mit der alten Phänomenologie gemein hat. Schmitz' Phänomenologie bricht nämlich mit einigen Grundannahmen der traditionellen Phänomenologie und widmet sich von dieser marginalisierten oder unentdeckten Themen. Dazu zählen insbesondere der Leib als das Sich-Spüren in der Gegend des eigenen Körpers, die leibliche Kommunikation als Grundform der Wahrnehmung, Subjektivität im Sinne subjektiver Tatsachen, Gefühle als räumlich ergossene Atmosphären, eine anti-reduktionistische Raumtheorie mit der Unterscheidung zwischen Weite-, Orts- und Richtungsraum, Situation als ontologischer Grundbegriff sowie Halbdinge als Phänomene zwischen Dingen und Sinnesdaten (vgl. als Überblick Schmitz 2016).

- 1 Schmitz' Hauptwerk ist sein aus fünf Bänden mit zehn Teilbänden bestehendes und mehr als 5000 Seiten umfassendes »System der Philosophie«, das er zwischen 1964 und 1980 vorgelegt hat (Schmitz 1964–1980b). Das Schlagwort »Neue Phänomenologie« gebrauchte Schmitz erstmals als Titel einer kleinen, 1980 erschienenen Publikation (Schmitz 1980c). Für eine komprimierte Zusammenfassung des »Systems« vgl. Schmitz (1990), für einen Überblick über die zentralen Bausteine der Neuen Phänomenologie siehe Schmitz (2003, 2009). Sehr gute Einführungen in Schmitz' Werk bieten Lauterbach (2014: 415–516) und Soentgen (1998).
- 2 Zu den Ausnahmen zählt ganz besonders Gesa Lindemann, die meines Wissens als erste Schmitz in die Soziologie eingeführt hat (vgl. Lindemann 1992, 1993, 1996). Stand zu Anfang Schmitz' Leibtheorie im Mittelpunkt von Lindemanns Arbeiten (siehe dazu auch Lindemann 2017), so nutzt sie mittlerweile ebenso dessen Raum- und Mannigfaltigkeitstheorie (vgl. Lindemann 2014). Auf Schmitz' Leibphänomenologie rekurrieren ebenfalls Anke Abraham (2002), Fritz Böhle (Böhle/Fross 2009, Böhle/Porschen 2011) oder Ulle Jäger (2004), auf Schmitz' Normentheorie Schützeichel (2016). Die umfassendste und fundierteste soziologische Auseinandersetzung mit Schmitz' Werk stellt Michael Uzarewicz' (2011) Entwurf einer neophänomenologischen »Soziologie des Transhumanen« dar. In meinen eigenen Arbeiten stand zuerst Schmitz' Leibphänomenologie im Mittelpunkt (Gugutzer 2002, 2004, 2005, 2008, 2010, 2012, 2014, 2015b), inzwischen auch seine Situationstheorie (Gugutzer 2015c, 2015d, 2016a, 2016b, 2017a).

Allein angesichts dieser thematischen Innovationen ist es in der Tat gerechtfertigt, von einer *Neuen* Phänomenologie zu sprechen.

Auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen alter und Neuer Phänomenologie kann an dieser Stelle nicht genauer eingegangen werden. Im Hinblick auf die weitere Argumentation seien lediglich zwei besonders wichtige Divergenzen hervorgehoben: Während Husserls Phänomenologie durch ein »Primat des Bewusstseins« (Suber 2007: 477) sowie eine »triadische Dingontologie« (Schmitz 2002: 15) und daher einem Denken in »Konstellation« (Schmitz 2003: 372) gekennzeichnet ist, herrscht in Schmitz' Phänomenologie das Primat des »affektiven Betroffenseins« beziehungsweise des Leibes; zudem vertritt sie eine Situationsontologie (s.u., Kap. 2.1 und 2.3). Die an Schmitz' Phänomenologie anschließende *Neophänomenologische Soziologie (NPS)*,³ um deren Entwurf es hier gehen soll, teilt deren Grundannahmen und versteht sich daher im Kern als eine *leib- und situationsbasierte Soziologie*.

Die NPS ist bislang mehr ein Programm denn ein theoretisch und methodologisch umfassend ausgearbeiteter soziologischer Ansatz. Abgesehen von den Arbeiten von Uzarewicz (2011; s.o. Kap. 1.4) und Gugutzer (2012) liegen keine Untersuchungen vor, die sich ernsthaft an der Entwicklung einer dezidiert neophänomenologischen Sozial- oder gar Gesellschaftstheorie versucht haben. Vor dem Hintergrund dieses Desiderats ist es das primäre Ziel des vorliegenden Beitrags, das *Theorie- und Forschungsprogramm der NPS* in seinen wesentlichen Zügen zu skizzieren. Damit soll deutlich werden, dass es jenseits der dominanten Spielart der phänomenologischen Soziologie sensu Schütz und Nachfolger eine weitere, ganz anders gelagerte phänomenologische Soziologie gibt. Dazu werden im Folgenden die zentralen Konzepte der NPS vorgestellt: *Leib und Gefühl* und das affektive Betroffensein als präpersonales Apriori des Sozialen (2.1), *leibliche Kommunikation* als Grundform des Sozialen (2.2.) sowie *gemeinsame Situation* als sozialontologisches Fundament und empirische Erscheinungsform von Sozialität (2.3.). Das Fazit fasst die Kernelemente der NPS und ihr grundlegendes Erkenntnispotenzial zusammen, benennt ihre Erkenntnisgrenzen und gibt einen Ausblick auf die daraus folgende Ausarbeitung des hier vorgelegten Entwurfs (2.4.).

3 Anknüpfend an Schmitz werde ich im Weiteren *Neophänomenologische Soziologie* mit großem N schreiben, um deutlich zu machen, dass es sich um einen eigenständigen Denkansatz handelt und nicht um eine neuere Entwicklung innerhalb der traditionellen phänomenologischen Soziologie. Weil die Bezeichnung Neophänomenologische Soziologie recht lang ist, verwende ich das Kürzel NPS.

2.1 Leib und Gefühl: Affektives Betroffensein als präpersonales Apriori des Sozialen

Der basale analytische Referenzpunkt der an Husserl angelehnten, phänomenologisch fundierten Soziologie ist das Bewusstsein. Weil Wirklichkeit sich in »Bewusstseinstätigkeiten« konstituiert (Luckmann 2008: 34), sei es Aufgabe der Soziologie, die »subjektiven Bewusstseinsgegebenheiten« (Hitzler 2005: 233) von Menschen zu rekonstruieren, um auf diese Weise herauszuarbeiten, wie je gegebene historische Wirklichkeiten durch menschliches Handeln – ebenfalls eine Bewusstseinsleistung (vgl. Schütz/Luckmann 2003: 454) – konstruiert werden. Der Mundanphänomenologie gilt entsprechend die »subjektive Perspektive« des menschlichen Akteurs – sein Erleben, seine Erfahrungen und sein Handeln – »als letzter Bezugspunkt für sozialwissenschaftliche Analysen« (Hitzler 2005: 236, Herv. im Orig.; siehe dazu auch Schütz 1971a: 50).

Die NPS teilt diese Auffassung der Mundanphänomenologie, insofern auch sie Subjektivität ins Zentrum ihrer Analysen stellt. Ihr Konzept von Subjektivität ist jedoch ein anderes. Subjektivität im neophänomenologischen Sinne meint nicht subjektives Bewusstsein, sondern »*subjektive Sachverhalte (Tatsachen)*«, und das sind zuallererst die Tatsachen des »affektiven Betroffenseins« (Schmitz 1990: 6). Ein Sachverhalt ist subjektiv, »wenn höchstens *einer*, und zwar nur im eigenen Namen, ihn aussagen kann« (ebd., Herv. im Orig.). Dass ich Schmerzen habe oder hungrig bin, mich vor etwas ängstige oder sehnlichst etwas begehre, weiß ich mit zweifelsfreier Gewissheit, wenn beziehungsweise weil ich davon *affektiv betroffen* bin. Andere, die mich in meinem Schmerz oder Hunger erleben oder mich so gut kennen, dass sie wissen, wovor ich mich ängstige oder was ich begehre, können darüber nur im Sinne »objektiver« beziehungsweise »neutraler« Tatsachen reden (ebd.: 5). Nichts von alldem wird für sie die subjektive Bedeutung haben, die es für mich hat, weil diese Phänomene nur *mir* wirklich nahe gehen, weil nur *ich* von ihnen tatsächlich *betroffen* bin. Subjektive Tatsachen sind Sachverhalte, die keinen Zweifel daran lassen, dass es um einen selber geht – im Sinne des Ausspruchs von Horaz: »tua res agitur« (ebd.: 6). Die Tatsachen des affektiven Betroffenseins besitzen damit maximale Subjektivitätsevidenz. Schmitz schlussfolgert daraus, dass das affektive Betroffensein »das Wichtigste im Leben« der Menschen sei, eben weil sich an ihm zeige, »was Menschen wichtig nehmen, wofür und wogegen sie sich mit Wärme einsetzen« (Schmitz 2003: iii). Da es seiner Philosophie ganz wesentlich um die Rehabilitierung des Subjektiven geht, steht das affektive Betroffensein »im Zentrum der Neuen Phänomenologie« (ebd.).

Die NPS folgt dieser Auffassung und begründet damit ihr normatives Ziel: Weil für Menschen Phänomene des leiblich-affektiven Betroffenseins

das Wichtigste im Leben sind, hat sich die Humanwissenschaft Soziologie diesen Phänomenen zu widmen. Darüber hinaus hat die Entscheidung für das Primat des leiblich-affektiven Betroffenseins den soziologischen Vorteil, dass damit der Kreis sozial relevanter Akteure sehr weit gefasst werden kann, weiter jedenfalls, als das in der Soziologie üblich ist. Denn affektives Betroffensein gibt es zum einen bereits auf *präpersonaler* Ebene, nämlich bei Menschen, die in Ermangelung der Fähigkeit zur Selbstzuschreibung noch nicht oder nicht mehr Personen⁴ sind, beispielsweise Säuglinge und Demente, womöglich auch Komatöse, zum anderen auf *prähumaner* Ebene, also bei Tieren, zumindest bei höher entwickelten Tieren. Sie alle sind im Sinne der NPS, die das leiblich-affektive Betroffensein als Apriori des Sozialen betrachtet, (potenzielle) soziale Akteure.

Von einem *Apriori* des Sozialen ist hierbei in dem Sinne die Rede, dass das leiblich-affektive Betroffensein die Bedingung der Möglichkeit von Sozialität ist. Wo niemand affizierbar ist, also keine Leiber, sondern nur leblose Körper involviert sind, ist Sozialität nicht möglich. Sozialität setzt Leiblichkeit voraus. Leiblichkeit ist das Apriori des Sozialen konkret deshalb, weil das affektive Betroffensein auf etwas oder jemand Anderen verweist: Ein leibliches Ego ist von Alter affiziert (*betroffen*, *ergriffen*), wobei Alter nicht notwendigerweise ein leibliches Wesen und damit auch kein anderer Mensch sein muss (s.u., Kap. 2.2.2). Leiblichkeit im pathischen Sinne des affektiven Betroffenseins ist eine relationale Kategorie, in der das Eigene (Leib) mit dem Anderen (fremde, auch nichtmenschliche Körper, ebenso Immaterielles) verbunden ist. Wie in Kap. 2.2 erläutert wird, ist die darauf aufbauende leibliche Kommunikation daher die ursprüngliche Einheit des Sozialen.

Mit der Annahme, Leiblichkeit sei das Apriori des Sozialen, steht die NPS keineswegs allein. Schon früh hatte Lindemann in ihren geschlechtersoziologischen Studien gezeigt, dass passive Leiberfahrungen für die Stabilisierung der Geschlechterordnung wesentlich sind (vgl. Lindemann 1992, 1993), was sie in ihren jüngsten sozialtheoretischen Arbeiten dahingehend verallgemeinert hat, dass jede soziale Ordnung in raumzeitlich verfassten leiblichen Umweltbeziehungen wurzelt, von denen das Selbst spürbar betroffen ist (vgl. Lindemann 2014). Bei Hartmut Rosa wiederum ist die Rede davon, dass die »Präsenz von Welt [...] grundsätzlich eine *pathische*« (Rosa 2016: 188; Herv. im Orig.) sei, während Waldenfels gar von der »Geburt des Sozialen aus dem Pathos« (Waldenfels 2015: 76) spricht (zu Rosa und Waldenfels vgl. Gugutzer 2017b).

4 Eine Person ist nach Schmitz ein »Bewußthaber [= Subjekt; R.G.] mit Fähigkeit zur Selbstzuschreibung. *Selbstzuschreibung* besteht darin, sich für etwas oder [...] etwas für sich zu halten; sie ist das spezifisch personale Selbstbewusstsein (oder Sichbewußthaben)« (Schmitz 2003: 64; Herv. im Orig.). Zu Schmitz' Personentheorie siehe insbesondere Schmitz (1980a).

Der Fokus der NPS auf das leiblich-affektive Betroffensein als Apriori des Sozialen entspricht also keinem Alleinstellungsmerkmal. Die NPS kann jedoch für sich reklamieren, diesen Aspekt zu einer zentralen *handlungstheoretischen* Kategorie ausformulieren zu können. Mit Jürgen Hasse lässt sich diese Kategorie als »Patheur« bezeichnen. Hasse versteht darunter »das vitalen und intuitiven Impulsen folgende Individuum im Unterschied zum rationalen und planvoll handelnden ›Akteur‹« (Hasse 2010: 70).⁵ Handlungstheoretisch übersetzt heißt das, dass die Kategorie *Patheur* ein antirationalistisches, antiteleologisches Handlungsverständnis repräsentiert. Es weist darauf hin, dass soziales Handeln in vielen Fällen ein leiblich angeleitetes und körperlich ausgeführtes Handeln jenseits willentlicher Kontrolle ist. In diesem Sinne lässt es sich auch als (eigensinnig) *leibliches Handeln* bezeichnen (vgl. Gugutzer 2012: 53ff.; vgl. dazu auch Kap. 2.3.2).

Ein sozialer Patheur zeichnet sich des Weiteren dadurch aus, dass sein Handeln maßgeblich von dem ihn umgebenden *Raum* und der ihn dadurch affizierenden *Atmosphäre* motiviert ist. »Ein Patheur benutzt einen Raum nicht wie ein Autofahrer die Straße auf dem Weg zu einem angestrebten Ziel. Er ermächtigt vielmehr eine ›herumwirklich‹ ausgedehnte Atmosphäre, über seine persönliche Situation an dieser Stelle im Raum Macht zu entfalten und Einfluss auf sein Tun zu gewinnen« (Hasse 2010: 70). Der soziale Patheur ist eingebunden in eine räumlich ausgedehnte, atmosphärisch aufgeladene Situation, von der er auf eine Weise berührt wird, dass sie Auswirkungen auf sein Handeln und infolgedessen auf die Situation hat. Für die soziologische Handlungstheorie folgt daraus, dass mit dem Fokus auf den sozialen Patheur ›automatisch‹ auch die – handlungstheoretisch quasi inexistenten – Kategorien Raum und Atmosphäre in den Blick kommen (s. dazu Kap. 3, 9 und 10).

Schließlich beziehungsweise zu allererst lässt sich mit der Kategorie des sozialen Patheurs der vorherrschende aktivistische Handlungsbegriff der soziologischen Handlungstheorie relativieren. Soziales Handeln ist nicht nur ein bewusst-intentionales Agieren, sondern ein gleichermaßen passiv-erlittenes Tun. Die phänomenologisch fundierte Handlungstheorie trägt dem zwar einerseits Rechnung, indem sie »zwischen dem Erleiden von Auferlegtem und dem Bewirken von Verfügbarem« unterscheidet (Luckmann 1992: 28). Doch unterlässt sie es andererseits aufgrund ihrer Bezugnahme auf Husserls Bewusstseinsphilosophie, die

- 5 Im Konzert soziologischer Akteursmodelle kommt der »emotional man« (Flam 1990a, 1990b) dem Patheur am nächsten. Die Differenz zwischen beiden besteht darin, dass der Patheur das leiblich-affektive Moment sozialen Handelns in den Mittelpunkt rückt, während der – im Unterschied zum »pure emotional man« empirisch bedeutsamere – »constraint emotional man« von vornherein normativ und rational imprägniert ist (vgl. dazu Schimank 2000: 108–121).

Handlungsdimension »Erleiden« leibphänomenologisch zu konkretisieren und dem passiv-pathischen leiblichen Handeln einen zentralen Platz in ihrer Handlungstheorie einzuräumen. Die NPS schließt diese handlungstheoretische Lücke. Indem sie ihren Blick auf die leiblichen Widerfahrnisse des Lebens richtet, fokussiert sie zudem ganz besonders das Überraschende, Unerwartete, Neuartige und somit nicht oder nur bedingt willentlich Kontrollierbare sozialer Situationen (s.o., Kap. 1.1 und 1.4).

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich *forschungsprogrammatische* Konsequenzen für die NPS. Neophänomenologisch-soziologische Untersuchungen zeichnen sich zum einen durch *empirische* Gegenstandsbereiche aus, in denen das leiblich-affektive Betroffensein explizit Thema ist. Ob typische Liebesrituale in der Paarbeziehung, Streit(verweigerungs)kulturen in Unternehmen oder gesellschaftliche Folgen kollektiver Proteste von »Wutbürgern« – soziologisch bedeutsame Phänomene des leiblich-affektiven Betroffenseins finden sich sowohl auf mikro-, meso- als auch auf makrosozialer Ebene. Zum anderen ist der *theoretische* Fokus der NPS immer auch auf das Handeln und Interagieren sozialer Patheure gerichtet. Selbst oder gerade bei Themen, die vermeintlich – weil zum Beispiel der soziologische Mainstream nicht darauf achtet – nichts mit Leib und Gefühl zu tun haben, richtet sie ihr Augenmerk auf die soziale Relevanz pathischer Leiberfahrungen. Akteur und Patheur sind der NPS gleich wichtig.

2.2 Leibliche Kommunikation: Grundform des (transhumanen) Sozialen

Die NPS setzt am leiblich-affektiven Betroffensein als Apriori des Sozialen an, ist damit aber noch nicht zwangsläufig auf der Ebene des Sozialen angelangt. Hunger, Durst, Angst oder Schmerz gehen dem Individuum spürbar nahe, ohne dass es dafür eines zweiten Individuums bedürfte. Der Weg von der individuellen zur transindividuellen Ebene führt über die *leibliche Kommunikation* (vgl. Schmitz 1978: 75–109, 2011: 29–53), die, wie oben erwähnt, auf dem relationalen Charakter des affektiven Betroffenseins basiert. Ist der Patheur das zentrale Subjekt der NPS, so die leibliche Kommunikation ihr primordiales Sozialitätskonzept.

Grundlage des Konzepts leibliche Kommunikation ist die *räumlich-dynamische Struktur des Leibes* (vgl. Schmitz 2011: 7–27; s.u. Kap. 6.1). Als dessen basales Gegensatzpaar bezeichnet Schmitz »Enge« und »Weite«: Das leibliche Befinden schwankt stets »zwischen dem Maximum möglicher Enge (bloßer primitiver Gegenwart) und dem Maximum möglicher Weite (reiner, maßloser Weite) in tausendfältigen Abwandlungen,

ohne je ganz einen dieser Pole zu erreichen« (Schmitz 1965: 75). Die leibliche Dynamik von »Engung« und »Weitung« bildet den vitalen Antrieb des Menschen. Im Wachzustand befindet sich der Mensch leiblich stets zwischen diesen beiden Polen, wobei etwa im Erschrecken, in der Angst oder bei Hunger die Engung überwiegt, beim Einschlafen, entspannten Dösen oder nach dem Orgasmus die Weitung. Solange der Mensch bei Bewusstsein ist, stehen Engung und Weitung in einem dynamischen Konkurrenzverhältnis, was heißt, dass sie gegeneinander »arbeiten«, ohne voneinander loszukommen. Konkurrieren Engung (beziehungsweise »Spannung«) und Weitung (beziehungsweise »Schwellung«) »simultan« um die Vorherrschaft, ist dies als leibliche »Intensität« spürbar, zum Beispiel in der Kraftanstrengung; ist ihr Widerstreit »sukzessiv«, resultiert daraus ein leiblicher »Rhythmus«, beispielsweise in der Wollust. Vermittelt wird der Dialog von Enge und Weite durch die »leibliche Richtung«, die unumkehrbar von der Enge in die Weite führt, exemplarisch im Blick oder beim Ausatmen (vgl. ebd.: 75–126).⁶

Soziologisch relevant wird dieser innerleibliche Dialog zwischen Engung und Weitung nun dadurch, dass er in einen *transleiblichen Dialog* übergehen kann. Das ist der Fall, wenn das leibliche Subjekt von Etwas oder Jemanden außerhalb seiner selbst in einem Maße affiziert wird, dass es sich dazu verhalten muss. Leibliche Kommunikation in diesem allgemeinen Sinne liegt also vor, »wenn jemand von etwas in einer für ihn leiblich spürbaren Weise so betroffen und heimgesucht wird, daß er mehr oder weniger in dessen Bann gerät und mindestens in Versuchung ist, sich unwillkürlich danach zu richten und sich davon für sein Befinden und Verhalten in Erleiden und Reaktion Maß geben zu lassen« (Schmitz 1978: 31f.).

Das Zitat deutet an, dass es leibliche Kommunikation beziehungsweise »Einleibung«, der Haupttyp leiblicher Kommunikation, keineswegs nur zwischen Lebewesen gibt, denn in den Bann geraten kann ein Mensch auch von einem Spielfilm oder dem Blick aufs Meer. In solchen Fällen handelt es sich um »einseitige Einleibung«; sie ist charakteristisch für alle Situationen der Faszination oder Suggestion durch Nichtmenschliches (Musik, Bilder, Räume, Landschaften etc.). Da es sich dabei um ein im wörtlichen Sinne *Bezogensein* des faszinierten Menschen auf Etwas außerhalb seiner selbst handelt, lässt sich bereits auf der Ebene

- 6 Bei den genannten Begriffen handelt es sich um die Strukturmerkmale des Leibes, die Schmitz auch als »Alphabet der Leiblichkeit« (Schmitz 1965: 169ff.) bezeichnet. Neben den hier genannten »Buchstaben« finden sich darin außerdem die »Leibesinseln« (spürbare Regionen am Körper), von denen die meisten temporär sind (zum Beispiel Jucken an der Schulter, Kopfwahl), sowie die »protopathische Tendenz« (zum Dumpfen, Diffusen, Strahlenden) und die »epikritische Tendenz« (zum Spitzen, Scharfen) (vgl. ebd.: 143–169).

einseitiger Einleibung von einer *sozialen* Beziehung sprechen. Dies jedenfalls dann, wenn man die etymologische Bedeutung des Wortes »sozial« ernst nimmt, der zufolge »socius« »gemeinsam«, »gemeinschaftlich«, »verbunden« (beziehungsweise »Verbündeter«, »Gefährte«, »Kamerad«) meint. Verbunden ist der Mensch auch mit der Musik, die ihm in die Glieder fährt und zum tanzenden Sich-Bewegen verführt.

»Wechselseitige Einleibung« wiederum liegt vor, wenn sich die beteiligten Interaktionspartner gegeneinander affizieren und dies Auswirkungen auf ihr Agieren hat. Ist die Art der leiblichen Kommunikation eher ein Gegeneinander, spricht Schmitz von »antagonistischer« wechselseitiger Einleibung; ist sie eher ein Miteinander, handelt es sich um »solidarische« wechselseitige Einleibung.⁷ Ein alltägliches und sozial ungemein bedeutungsvolles Beispiel für antagonistische Einleibung ist der Blickkontakt, den Schmitz (1990: 136) auch als einen leiblich ergreifenden »Ringkampf« beschreibt. »Der Austausch von Blicken ist ein auf leiblichem Terrain ausgetragener Machtkampf, einerlei, ob ihn die Beteiligten führen wollen oder nicht« (Gugutzer/Holterman 2017: 271). Im Unterschied dazu ist die leibliche Kommunikation beim Singen im Chor oder beim Rudern im »Achter« deutlich solidarischer: Es gibt hier einen »gemeinsamen vitalen Antrieb«, der die Interaktionspartner miteinander verbindet, ohne dass diese sich explizit einander zuwenden müssten; entscheidend ist, dass sie mit dem Singen beziehungsweise Rudern ein gemeinsames, »integrierendes Thema« haben (Schmitz 2011: 47).

Die genannten Formen der Einleibung (ein-/wechselseitig, antagonistisch/solidarisch) haben gemein, dass sie sich in vermittelter Weise ereignen. Einleibung wird ermöglicht durch *Medien* leiblicher Kommunikation, konkret durch »leibnahe Brückenqualitäten, die sowohl am eigenen Leib gespürt als auch an begegnenden Gestalten wahrgenommen werden können« (ebd.: 33). Als wichtigste Medien beziehungsweise »Brücken leiblicher Kommunikation« (Schmitz 2005: 168–184) bezeichnet Schmitz zum einen »Bewegungssuggestionen«, etwa den Rhythmus, zum anderen »synästhetische Charaktere«, also die »sogenannten intermodalen, die verschiedenen Sinnesgebiete (Sehen, Hören, Tasten etc.) quer verbindenden Qualitäten« (ebd.: 176). Warm oder kalt kann die Lufttemperatur wie auch eine Stimme sein, weich oder hart ein Kissen oder ein Blick, dunkel oder hell die Nacht oder ein Pfiff, und all das kann das individuelle und soziale Handeln mitunter massiv beeinflussen.

7 Anstelle von »antagonistischer« und »solidarischer Einleibung« spricht Schmitz gelegentlich von »asymmetrischer« und »symmetrischer Beziehung« (Schmitz 1980c: 39f.). Eberlein (2013: 97) übersetzt diese Ausdrücke mit »entgegengesetzter« und »gleichgerichteter Dynamik«, Landweer (2016: 155f.) mit »bipolarer« und »unipolarer leiblicher Interaktion«.

2.2.1 Wechselseitige Einleibung als Quelle der Du-Evidenz

Das Konzept leibliche Kommunikation ist für die Soziologie zum einen bedeutsam, weil es eine empirische Grundlage für soziale Beziehungen zwischen Menschen und nicht-menschlichen Entitäten liefert. Zum anderen hat es eine grundlagentheoretische Relevanz in der Hinsicht, dass es das für die phänomenologische Soziologie zentrale Intersubjektivitätsproblem zu lösen hilft. Gemeint ist die Frage, *wie* der Zugang zum Anderen möglich ist, *wie* Ego und Alter ein soziales Verhältnis eingehen und sich einander erkennen können. Schütz hat diese Frage bekanntlich unter dem Gesichtspunkt des »Fremdverstehens« behandelt und sie mit der strukturellen Ähnlichkeit der Bewusstseinsprozesse bei Ego und Alter sowie mit der »Generalthese der Reziprozität der Perspektiven« beantwortet (vgl. Schütz 1960: §§ 19–28). Dem zufolge versteht Ego den Sinn der Handlung von Alter näherungsweise, weil beziehungsweise insofern er die Zeichen und Anzeichen, die Alter als Ausdrücke seines Bewusstseins vermittelt, interpretiert. Für das alltägliche Handeln der Menschen reicht dieser pragmatische Zugang zum Anderen, dessen Kern die Typisierung von Handlungsmotiven ist. Schütz hat das von Husserl transzendentalphänomenologisch bearbeitete Intersubjektivitätsproblem nach seiner Abkehr von Husserl (vgl. Srubar 2007: 173–193) somit mundanphänomenologisch gelöst: Intersubjektivität lässt sich nicht vom transzendentalen Subjekt aus erschließen, weil es keinen unmittelbaren Weg vom einen Bewusstsein zum anderen gibt, sie lässt sich aber lebensweltlich erschließen, weshalb Schütz von einer »mundanen Intersubjektivität« (Schütz 1971c: 138) spricht.

Aber ist damit die Frage der Konstitution von Intersubjektivität wirklich beantwortet? Wie Nico Lüdtke (2008) zu Recht anmerkt, eher nicht. Mit seiner »Generalthese des alter ego« setzt Schütz die lebensweltliche Existenz anderer Menschen nämlich als gegeben voraus, womit sich die »Frage, wie sich ego und alter wechselseitig als Sozialwesen erfassen und auf dieser Grundlage ein dauerhaftes intersubjektives Band erzeugen können«, gar nicht mehr stellt (ebd.: 192). Mit dem Konzept der mundanen Intersubjektivität wird also zum einen nicht ersichtlich, was die Voraussetzungen der Sozialität von Ego und Alter sind, zum anderen impliziert es, dass Sozialwesen ausschließlich Menschen sind. Lüdtke schlussfolgert daraus etwas resigniert, dass das »Problem der Intersubjektivität [...] in der Phänomenologie nach wie vor ungelöst« (ebd.: 193) sei beziehungsweise »seiner Lösung harrt« (ebd.: 195).

Diese Einschätzung trifft allerdings nicht auf die Neue Phänomenologie zu. Aus neophänomenologischer Perspektive krankt der Husserl'sche wie auch der Schütz'sche Versuch, das Intersubjektivitätsproblem zu lösen, daran, dass beide den pathischen, spürbar-spürenden Leib nicht

kennen,⁸ sondern nur den (Leib-)Körper einerseits, Geist beziehungsweise Seele oder Bewusstsein andererseits. Im Schmitz'schen Verständnis stehen sie damit in der vorherrschenden Tradition der »psychologistisch-reduktionistisch-introjektionistischen Denkweise« der europäischen Intellektualkultur (Schmitz 2003: 133), die die Frage offenlässt, »wie Menschen zueinander und zu den Dingen kommen« (ebd.). Husserl wie Schütz gebrauchen zwar das Wort Leib, meinen damit aber den lebendigen Körper oder den fungierenden (aktiven) Leib, nicht jedoch den Leib im Sinne des affektiven Betroffenseins, des Sich-Spürems. Ego und Alter werden von ihnen als zwei fest umgrenzte, abgeschlossene Körper mit einer von außen unzugänglichen Innenwelt, dem Sitz des Bewusstseins, konzipiert, und der einzige Weg, die Kluft zwischen sich und dem Anderen zu überbrücken, besteht für Ego und Alter in der Deutung der wahrnehmbaren Zeichen des Anderen (bzgl. Schütz siehe Coenen 1985b: 201ff., bzgl. Husserl vgl. Schmitz 2003: 146f.).

Aus Sicht der Neuen Phänomenologie löst sich das Intersubjektivitätsproblem hingegen im Medium leiblicher Kommunikation: Die Brücke zwischen Ego und Alter schlägt die wechselseitige Einleibung. Oder wie Schmitz sagt: »*Wechselseitige Einleibung* [...] ist die *Quelle der DUEVIDENZ*, mit einem Bewußthaber als Partner zu tun zu haben, sei er nun ein anderer Mensch oder ein Tier« (Schmitz 2003: 39f.; Herv.: R.G.; siehe auch ebd.: 151 sowie 2011: 42f.). Grundlage hierfür ist das affektive Betroffensein von Ego durch Alter (und vice versa). Darauf hatte bereits Sartre in seiner Analyse des »Blicks« hingewiesen, in der er darlegte, dass das Getroffensein vom Blick des Anderen, das als subjektives Betroffensein von diesem erfahren wird, als Nachweis der Existenz des Anderen genüge (vgl. Sartre 1993: 299–397). Schmitz bezeichnet Sartres »Betroffenheitstheorie« daher auch als erste Theorie, die das affektive Betroffensein als Basis »ursprünglicher Partnerfindung« herausgearbeitet habe (Schmitz 1980b: 88). Allerdings habe Sartre die Wechselseitigkeit des Blicks übersehen und so getan, als reiche zum Beispiel die durch das Angeblicktwerden des Anderen empfundene Scham, um bereits »beim« anderen Subjekt zu sein. Für die ursprüngliche Partnerfindung – soziologisch formuliert: die Konstitution von Intersubjektivität – ist jedoch *wechselseitige* Einleibung konstitutiv: Man fühlt *sich* berührt vom Anderen, spürt etwa dessen Blick am eigenen Leib, wie man auch am *Anderen* leibliche Regungen oder sonstige Ausdrücke unmittelbar

8 Zwar hat Husserl in den »Ideen II« die Subjektivität des Leibes in Abgrenzung zum Körper als Objekt herausgearbeitet, paradigmatisch illustriert am Beispiel der »Tastempfindungen« (Husserl 1952: 145ff.), doch bleibt sein Leibverständnis letztlich ein aktivistisches, der Leib als fungierender Leib, nicht jedoch ein pathisches (vgl. Böhme 2003: 20f.). Das leibliche Spüren ist Husserls, wie auch Schütz', Thema nicht.

spürbar – also ohne bewusste Zeicheninterpretation – wahrnimmt, weil diese über Bewegungssuggestionen (Geste) oder synästhetische Charaktere (sanfte Stimme) direkt vermittelt sind (vgl. ebd.: 90f.).

Der Blick ist selbstredend nicht die einzige Form leiblicher Kommunikation, in der sich Intersubjektivität konstituiert, gleichwohl ist er ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie ein wechselseitiges Aufeinanderbezogensein ohne Projektionen, Apperzeptionen, Analogieschüsse oder ein Einfühlen in den Anderen auskommt. Im Blickkontakt haben Ego und Alter die »unwillkürliche Gewissheit, mit einem anderen Bewussthaber zu tun zu haben« (Schmitz 2011: 41). Georg Simmel spitzt diese Annahme soziologisch zu, wenn er davon spricht, dass das Auge beziehungsweise der Blick »die unmittelbarste und reinste Wechselbeziehung [ist], die überhaupt besteht« (Simmel 1992: 723). Der Blick kann daher auch als »ursprüngliche Quelle von Sozialität« (Gugutzer/Holterman 2017: 268) verstanden werden, *wechselseitige Einleibung* entsprechend als *Grundform des Sozialen*.

Zusammenfassend heißt das: Das Intersubjektivitätsproblem klärt sich aus Sicht der Neuen Phänomenologie in einer Erweiterung und ›Tieferlegung‹ des Verhältnisses von Ego und Alter. Während die egologische Perspektive vom Bewusstsein Egos auf jenes von Alter gerichtet ist ($E \rightarrow A$) und damit scheitert, richtet sich die neophänomenologische Perspektive auf Egos von Alter in Anspruch genommene Leiblichkeit ($E \leftarrow A$) und *gleichzeitig* auf Alters von Ego in Anspruch genommene Leiblichkeit ($E \rightarrow A$). Weil das leiblich-affektive Betroffensein das Apriori des Sozialen ist, ist die darauf aufbauende leibliche Kommunikation vom Typ der wechselseitigen Einleibung das hinreichende Kriterium für die Evidenz, dass es Andere für mich und mich für Andere gibt ($E \leftrightarrow A$). Die Lösung des Intersubjektivitätsproblems lautet für die NPS also nicht mundane Intersubjektivität, sondern leibliche Inter- oder besser: Transsubjektivität.

2.2.2 *Transhumane Soziologie*

In den beiden vorangegangenen Abschnitten klang wiederholt an, dass leibliche Kommunikation keineswegs nur zwischen Menschen stattfindet, sondern ebenso zwischen Menschen und Tieren wie auch zwischen Menschen und leiblosen Gegenständen. Der treuherzige Blick seines Hundes rührt den Menschen so sehr, dass er sich von seinem Vorhaben, diesem gegenüber ›hart‹ zu bleiben, abrückt und ihm sofort verzeiht (vgl. Gugutzer/Holterman 2017; s.u. Kap. 10); das neue Auto muss von seiner Besitzerin erst ›eingefahren‹ werden, bevor sie sich darin wohlfühlt und weiß, wie es ›so tickt‹; für den Fußballer ist die Schwere und für den Basketballer die Glätte des Balles essenziell, um gute Pässe spielen zu können

(vgl. Gugutzer 2015b; s.u., Kap. 11). Auch »Halbdinge«⁹ (Schmitz 1978: 116–132, 1990: 216ff.) wie der Wind beim Tennis oder die angespannte Atmosphäre im Klassenzimmer sind für soziale Prozesse von Bedeutung, weil beziehungsweise sofern sie die Leiber der Beteiligten ergreifen. Menschen haben soziale Beziehungen also auch mit Tieren, Artefakten oder Atmosphären qua einseitiger Einleibung (mit Tieren natürlich auch qua wechselseitiger Einleibung).

Wie die Beispiele andeuten, hat die NPS ein sehr weites Verständnis vom Sozialen. In den Grenzen des Sozialen befinden sich für die NPS keineswegs nur Menschen, sondern ebenso Tiere, Dinge und Halbdinge. In diesem Sinne versteht sie sich als *transhumane Soziologie* (vgl. dazu besonders Uzarewicz 2011). Der Mensch ist ihr zwar der wichtigste Akteur und Patheur, nicht jedoch der einzige. Dies zum einen aus dem empirisch unstrittigen Grund, dass den Menschen auch andere Lebewesen, vor allem Haustiere, sowie nichtlebendige, gleichwohl »geliebte Objekte« (Habermas 1999) wichtig sind. Zum anderen aus dem von Bruno Latour (2010: 123) vorgebrachten theoretischen Grund, dass es kritisch zu betrachten sei, ausschließlich solchen Entitäten den Status eines sozialen Akteurs zuzusprechen, die in der Lage sind, intentional beziehungsweise subjektiv sinnhaft zu handeln. Dagegen ist, worauf Latour allerdings nicht hinweist, allein aus ethischer Sicht Einwand zu erheben, schließt ein solches Akteursverständnis doch Säuglinge und Demente unzulässigerweise aus dem Kreis sozialer Akteure aus. Mit Latour teilt die NPS hingegen die Auffassung, dass »jedes Ding, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht, ein Akteur« ist (ebd.; Herv. im Orig.). Da menschliche Situationen fortwährend von Dingen wie auch von Halbdingen und Tieren auf eine bedeutungsvolle Weise verändert werden, ist ihnen der Status eines gesellschaftlichen Mitglieds nicht zu verwehren.

Die *forschungsprogrammatischen* Konsequenzen aus dem in Kapitel 2.2 Gesagten sind damit offensichtlich: Die NPS liefert grundlagentheoretische Beiträge zu Fragen der Konstitution und Konstruktion von Sozialität. Neophänomenologisch-soziologische Untersuchungen betrachten leibliche Kommunikationen als kleinste Analyseeinheit des Sozialen und richten ihr Augenmerk insbesondere auf die nichtrationalen und nichtsprachlichen Abstimmungs- und Verständigungsprozesse in

- 9 Halbdinge sind nach Schmitz weder Dinge im vollen Wortsinn noch reine Sinnesqualitäten: »Im Gegensatz zu Sinnesdaten haben Halbdinge einen im Wechsel ihrer Gesichter beharrenden Charakter wie die Dinge; von den Dingen (·Volldingen·) unterscheiden sie sich durch inkonstante Dauer und zweigliedrige Kausalität (Schmitz 2003: 14). Der Wind existiert, solange er weht, wo er in der Zwischenzeit ist, ist irrelevant (inkonstante Dauer); wenn der Wind weht, ergreift er die Blätter des Baums unmittelbar, Ursache und Einwirkung fallen zusammen (zweigliedrige Kausalität).

sozialen Situationen. Ihre primäre Analyseebene ist damit die mikrosoziale Ebene. Meso- oder makrosoziale Ereignisse werden entsprechend auf die Mikroebene ›herunter gebrochen‹. Schließlich betreibt die NPS eine Entgrenzung des Sozialen nach ›innen‹ und nach ›außen‹, was heißt, dass ihre Studien auch soziale Akteure berücksichtigen, die noch nicht oder nicht mehr sprachkompetent und voll bewusstseinsfähig sind (Säuglinge, Demente, Komatöse), sowie Tiere, Dinge und Halbdinge.

2.3 Gemeinsame Situation: Sozialontologisches Fundament und Erscheinungsform von Sozialität

Bei den bisherigen Ausführungen lag der Fokus auf den leibtheoretischen Grundlagen der NPS. Die NPS ist jedoch keine ausschließlich leibbasierte Soziologie, geschweige denn dass sie eine Soziologie des Leibes (sozusagen als Sonderform der Soziologie des Körpers) wäre. Der sozialtheoretische Anspruch, den sie hat, wäre damit nicht einzuholen, bleiben damit doch viele basale Themen der Soziologie wie Werte, Normen, Rollen, Macht, Strukturen, Institutionen, Organisationen und nicht zuletzt ›die‹ Gesellschaft unberücksichtigt. Das neophänomenologische Konzept, das diese für die Soziologie zentralen Themen einzufangen ermöglicht, liefert Schmitz' *Situationstheorie* (vgl. Schmitz 1977: 411–429, 1990: 65–70, 1999: 21–28, 2005: 18–61). Soziologisch besonders bedeutsam ist dabei der aus dem ontologischen Grundbegriff »Situation« (vgl. Schmitz 1990: 69) abgeleitete Typus »gemeinsame Situation« (Schmitz 1980b: 23–74). Wie die Situation im Allgemeinen weist auch die gemeinsame Situation invariante Strukturmerkmale auf, aufgrund derer sie als sozialontologisches Fundament menschlicher Lebenspraxis und Lebensformen aufgefasst werden kann. Zugleich sind gemeinsame Situationen aber auch empirische Phänomene, insofern sie als je soziohistorisch-kulturelle Ausprägungen diesen universellen Merkmalen eine konkrete Form geben.

Der neophänomenologische Situationsbegriff hat für die NPS damit einen vergleichbaren Stellenwert wie der Husserlsche Lebensweltbegriff (vgl. Husserl 1954) für die phänomenologische Soziologie sensu Schütz, ist doch auch die Lebenswelt ein »ontologischer Strukturbegriff« (Werner Bergmann in Hitzler/Honer 1984: 57) beziehungsweise fungiert sie als »sozialontologischer ›Boden‹« (Bühl 2002: 145). Im ontologischen Verständnis kann die Lebenswelt empirisch nicht untersucht werden, jedoch können dies die sich davon abhebenden faktischen »kleinen Lebens-Welten« (Hitzler/Honer 1984, 1988 im Anschluss an Benita Luckmann), »Teilzeit-Wirklichkeiten« oder »Erlebniswelten« (Hitzler 2008). Dasselbe gilt für gemeinsame Situationen. Als Analysekatgorie ist der

Situationsbegriff verglichen mit dem Lebensweltbegriff dabei aber ›feiner‹, weil er kleinere Analyseeinheiten in den Blick bekommt. Für die empirische Wirklichkeit ist nämlich kennzeichnend, dass die Lebenswelt »ein Geflecht ineinander verschachtelter und einander durchkreuzender Situationen« (Schmitz 2005: 26) ist.

2.3.1 Schmitz' Situationstheorie

Menschen leben allzeit in Situationen. Situationen sind die »primären Heimstätten, Quellen und Partner« jeglichen menschlichen Verhaltens, Erlebens, Vorstellens, Erwartens, Wünschens oder Wollens (vgl. Schmitz 2003: 91). Situationen rahmen und formen menschliches Denken, Fühlen und Tun, wie sie umgekehrt dadurch hervorgebracht werden, sich stabilisieren oder wandeln. So allgemein gesprochen, wird dies jede soziologische Situationstheorie¹⁰ unterschreiben. Schmitz' Situationstheorie aber unterscheidet sich von diesen ganz wesentlich. Denn das soziologische Situationsverständnis zeichnet sich bei allen Unterschieden durch zwei Merkmale aus, die aus der Sicht von Schmitz' Situationstheorie zu eng gefasst sind: Eine Situation im soziologischen Sinne ist raumzeitlich begrenzt und auf die Kopräsenz mindestens zweier Menschen bezogen. Pointiert kommt dies in Goffmans Situationsdefinition zum Ausdruck, der zufolge eine Situation »diejenige räumliche Umgebung [ist], und zwar in ihrem ganzen Umfang, welche jede in sie eintretende Person zum Mitglied der Versammlung macht, die gerade anwesend ist (oder dadurch konstituiert wird). Situationen entstehen, wenn gegenseitig beobachtet wird, sie vergehen, wenn die zweitletzte Person den Schauplatz verlässt« (Goffman 1971: 29). Damit verglichen ist Schmitz' Situationsbegriff abstrakter, was seinen Grund darin hat, dass es sich um einen ontologischen Begriff handelt.

Grundlage des Situationsbegriffs bei Schmitz ist dessen Mannigfaltigkeitslehre (erstmalig: Schmitz 1964, zusammenfassend: Schmitz 2016: 74–142). Schmitz kritisiert darin die gängigen Ontologien und deren Fokus auf den Typus »numerischer Mannigfaltigkeit«. Dieser reduziert nämlich die ursprüngliche »chaotische Mannigfaltigkeit« auf ein Netz an fest umgrenzten, zählbaren einzelnen Körpern (Singularismus) mit

10 Einen Überblick über aktuelle, soziologische wie philosophische Situationstheorien, bietet Ziemann (2013a, 2013c). Schmitz' Situationstheorie wird in diesem Band jedoch nicht thematisiert, der Herausgeber selbst verweist lediglich indirekt darauf, indem er zwei Arbeiten von Michael Großheim (2002, 2005) zitiert (Ziemann 2013b: 10). Für eine frühere Diskussion des Situationsbegriffs, die sich hinsichtlich der behandelten Autoren kaum von jener 30 Jahre späteren unterscheidet (hinzugekommen ist eigentlich nur Hartmut Esser), siehe Hitzler & Honer (1984: 62ff.).

dazu gehörigen, innerlichen Eigenschaften (Psychologismus), die miteinander in Relationen stehen (Konstellationismus). Situationen zeichnen sich aber gerade durch eine vorgängige chaotische Mannigfaltigkeit aus, also durch eine Unentschiedenheit »hinsichtlich der Identität oder Verschiedenheit seiner Elemente mit oder von einander [sic]« (Schmitz 1964: 312). Das Adjektiv »chaotisch« ist hierbei natürlich nicht wertend gemeint, sondern rein formal. Situationen, und zwar auch und gerade Alltagssituationen, sind chaotisch-mannigfaltig insofern, als ihre sie charakterisierenden Elemente ursprünglich nicht als einzelne Elemente erscheinen, sondern als nicht voneinander abgehoben, verschwommen, diffus, undurchsichtig, widersprüchlich. Die gängige Alltags- und auch wissenschaftliche Praxis ist es, Einzelheiten aus Situationen herauszuholen und, jedenfalls in der Wissenschaft, in Zusammenhänge zu bringen. Dieses Vorgehen, »Situationen explizierend aufzuspalten und aus ihnen Konstellationen zu gewinnen« (Schmitz 2005: 28), ist also ganz üblich und keineswegs verwerflich, darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass nicht »einzelne Gegebenheiten (Sinnesdaten, physikalische Messgrößen, Körper und dergleichen) der Grundstoff menschlicher Erfahrung [sind], sondern bedeutsame Situationen« (Schmitz 2016: 15). Schmitz definiert Situation dabei wie folgt:

»Eine *Situation* [...] ist charakterisiert durch Ganzheit (das heißt Zusammenhalt in sich und Abgehobenheit nach außen), ferner eine integrierende Bedeutsamkeit aus Sachverhalten, Programmen und Problemen und eine Binnendiffusion dieser Bedeutsamkeit in der Weise, daß die in ihr enthaltenen Bedeutungen (das heißt Sachverhalte, Programme, Probleme) nicht sämtlich – im präpersonalen Erleben überhaupt nicht – einzeln sind.« (Schmitz 2005: 22; Herv. im Orig.)

Eine Vorlesung an der Universität zum Beispiel ist eine Situation, die eine *Ganzheit* aufweist, insofern sie zeitlich (90 Minuten), thematisch (Lehrstoff), sozial (Dozent:in/Student:innen) und räumlich (Hörsaal, Sitzordnung) in sich zusammengehalten wird und sich äußerlich von anderen sozialen Zusammenkünften abhebt. Der *Sachverhalt*, um den es hier geht, also das, was ist, ist die Vorlesung. Zu den *Programmen*¹¹ dieser Situation zählen Normen wie Vorgaben für den Erwerb eines Leistungsnachweises und Wünsche etwa seitens der Studierenden,

11 »Programme« umfassen Normen und Wünsche. Eine *Norm* ist ein Programm, das darauf hinweist, was (nicht) sein soll, was heißt, dass sie ein »Programm für möglichen Gehorsam« (Schmitz 2012: 11) ist; Regeln, Ge- und Verbote, Ideologien etc. sind Beispiele für Normen. Ein *Wunsch* verweist demgegenüber darauf, »dass etwas sein möge« (Schmitz 2016: 132), wozu Motive, Hoffnungen, Ideale oder Sehnsüchte zählen. Normen und Wünsche bilden zusammen den programmatischen Gehalt einer Situation, den Schmitz »Nomos« nennt (Schmitz 2012: 13).

dass die Vorlesung unterhaltsam sein möge. *Probleme* (Überraschungen, Störungen, Krisen, Sorgen etc.) treten auf, wenn der Beamer streikt oder der Dozent aufgrund der Unruhe im Hörsaal den ›roten Faden‹ verliert. In der Vorlesungssituation selbst sind all diese und weitere Einzelelemente *binnendiffus* miteinander verwoben. Die einzelnen Elemente der Vorlesungssituation konstituieren zwar einen Sinnzusammenhang, aufgrund dessen klar ist, worum es geht, was relevant ist, aber was alles auf welche Weise wie genau zur *Bedeutsamkeit* der je konkreten Vorlesungssituation beiträgt, ist vorab nicht definiert. Aus Sicht der NPS ist dabei wichtig, dass ergänzend zur Bedeutsamkeit »eine Situation alles Beliebige umfassen« (Schmitz 1999: 21) kann, zum Beispiel auch Dinge, Atmosphären oder Tiere.

Wie Michael Großheim (2005: 141) treffend angemerkt hat, besteht ein »Vorteil der Abstraktheit« von Schmitz' Situationsbegriff darin, dass »man auf diese Weise der vorhandenen Vielfalt von Situationen gerecht werden kann«. Diese Vielfalt erschließt sich, wenn man Schmitz' Klassifizierung von Situationen berücksichtigt, die auf vier bipolaren Kategorien basiert (vgl. zusammenfassend Abb. 1). »Nach der Art der augenblicklichen Gegebenheit unterscheide ich *impressive* und *segmentierte* Situationen, nach der Art des zeitlichen Verlaufs *aktuelle* und *zuständliche*« (Schmitz 1999: 22; Herv. im Orig.). *Impressive* Situationen (Eindrücke) sind solche, die »auf einen Schlag«, also vorreflexiv wahrgenommen werden und in diesem Augenblick ganzheitlich erscheinen; der erste Eindruck eines Menschen oder beim Betreten einer fremden Wohnung sind dafür Beispiele. *Segmentierte* Situationen sind dem gegenüber solche, die »nie in einem Augenblick ganz zum Vorschein« kommen (ebd.). In dem Sinne sind Muttersprache, Heimat, Nation, Klasse, Familie oder Generation segmentierte Situationen. Eine *aktuelle* Situation wiederum zeichnet aus, dass sie jetzt geschieht und ihr Verlauf in prozessuale Abschnitte unterteilt werden kann, wie das etwa bei einem Gespräch der Fall ist. *Zuständliche* Situationen hingegen dauern an, so dass es sinnlos wäre, sie in kleine Zeiteinheiten zu gliedern, zum Beispiel die Biografie eines Menschen.

Das dritte Gegensatzpaar ist die für die NPS wesentliche Differenz zwischen »persönlicher« und »gemeinsamer« Situation (Schmitz 1990: 75ff.). Die *persönliche* Situation (vgl. dazu ausführlich Schmitz 1980a: 287–415) wird gebildet aus dem »persönlichen Charakter« und der »persönlichen leiblichen Disposition« und entspricht der Persönlichkeit einer Person. Die persönliche Situation ist eingebettet in die *gemeinsame* Situation, die unterteilt ist in »implantierende« und »includierende« Situationen (ebd.). Eine *implantierende* (»einpflanzende«) Situation umschließt die persönliche Situation in einem Maße, dass es der Person nur mit viel Mühe, wenn überhaupt, und nur über eine längere Zeitspanne gelingt, sich aus ihr zu lösen. Die Muttersprache oder die Herkunftsfamilie sind

solche implantierenden Situationen, aus der die persönliche Situation (in der primären Sozialisation) hervorwächst; die Gemeinschaft mit einem Lebenspartner ist dagegen eine implantierende Situation, in die die beteiligten Personen hineinwachsen. Verglichen damit integrieren *includierende* Situationen die persönliche Situation lockerer, weshalb die Freiheit größer ist, unbeschadet aus ihnen auszusteigen. In eine Peer Group, eine Partei oder eine Szene wächst man zwar ebenfalls hinein, indem man deren Konventionen, Ideologien oder Lebensart übernimmt, kann diese aber doch verhältnismäßig leicht wieder aufgeben.

<i>Unterscheidungskategorien</i>	Bipolare Situationstypen
<i>Augenblickliche Gegebenheit</i>	impressiv – segmentiert
<i>Zeitlicher Verlauf</i>	aktuell – zuständig
<i>Grad der Einzelheit</i>	persönlich – gemeinsam
<i>Grad der Involviertheit</i>	implantierend – includierend

Abbildung 1: Neophänomenologische Situationstypen

Für die Soziologie ist die Schmitz'sche Situationstheorie in mehrfacher Hinsicht ein Gewinn. Erstens hilft sie, die für die Soziologie klassische und wenig fruchtbare Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft zu überwinden. Eine neophänomenologisch-soziologische Situationsanalyse geht von der *Verwobenheit von persönlicher und gemeinsamer Situation* aus. Zwar markieren die gemeinsamen Situationen den Analysefokus der NPS, dies jedoch immer in Relation zu den darin eingebetteten und/oder aus ihnen hervorgehenden persönlichen Situationen – gemeinsame Situationen bilden den »sozialen Hintergrund« (Schmitz 1980b: 46) und den sozialen Spielraum der persönlichen Situation. Mit diesem Fokus geht die Aufhebung des Gegensatzes von Handlungs- und Akteurstheorien einerseits, Struktur- und Systemtheorien andererseits einher. Die NPS praktiziert stattdessen einen *methodologischen Situationismus* (s.u., Kap. 2.3.3), der diese divergierenden theoretischen Paradigmen integriert. Damit verbunden ist zweitens, auf eine Festlegung auf die soziale Mikro-, Meso- oder Makroebene zu verzichten. Positiv formuliert: Die NPS ist nicht nur offen für soziologische Themen, die sich auf einer der drei Ebenen bewegen, mehr noch *integriert sie die Mikro-, Meso- und Makro-Ebene* von vornherein in ihre Analysen. Dies deshalb, weil Menschen sich de facto immer zugleich in mehreren, ineinander verschachtelten Situationen befinden, und es daher der soziologischen Konstruktions- beziehungsweise Explikationsarbeit geschuldet ist, wenn aus diesem Situationsgeflecht einzelne Aspekte herausgeholt und auf unterschiedliche Ebenen verteilt werden.

Drittens erlaubt der neophänomenologische Situationsbegriff die Konstruktion einer *Typologie von Sozialitätsformen*, die quer zu den gängigen soziologischen Großgruppeneinteilungen liegt und diese dadurch produktiv ergänzen. Uzarewicz (2011: 259f.) hat dazu einen instruktiven Vorschlag gemacht. Er differenziert zwischen vier relativ allgemein gehaltenen Situationstypen, nämlich:

- »*Gemeinschaften*« als »segmentierte, zuständige, gemeinsame und implantierende« Situationen, zum Beispiel Familie oder Freundschaften,
- »*Sozialisierungen*« als »impressive, aktuelle, gemeinsame und (der Tendenz nach gemeinschaftlich) includierende« Situationen, etwa Sportmannschaften oder Fahrgäste im Bus,
- »*Sozietäten*« als »zuständige, gemeinsame, (der Tendenz nach gesellschaftlich) includierende« Situationen, beispielsweise Schulklassen oder Betriebe, sowie die
- »*Gesellschaft*« als »segmentierte, zuständige, gemeinsame, includierende« Situation, die »aus Bezugnahmen auf anwesende Abwesende besteht, mit denen es keine vis á vis-Kontakte und -Begegnungen zwischen persönlich Anwesenden gibt« (ebd.: 260).

Weitere spezielle Situationstypen sind zum Beispiel »Massen«, »Meuten«, »Trauben«, »Herden« (ebd.: 269ff.) oder »Panik« und »Flucht« (ebd.: 273ff.). Diese Beispiele lassen erkennen, dass die neophänomenologische Situationstheorie Formen von Sozialität analytisch und begrifflich zu erfassen vermag, die der Soziologie – abgesehen von Gemeinschaft und Gesellschaft – gemeinhin entgehen.¹²

12. Darüber hinaus erlaubt die Schmitz'sche Situationstheorie die Reformulierung und Neuinterpretation traditioneller soziologischer Kategorien, beispielsweise der Kategorie Geschlecht. Geschlecht im neophänomenologischen Sinne ist eine gemeinsame, zuständige, segmentierte und implantierende Situation mit spezifischen (historisch-kulturell variierenden) Programmen und typischen Problemen. Vergleiche dazu exemplarisch die Ausführungen in Gugutzer (2016b: 115ff.) zu Männlichkeit als Situation, wo auch der Vorzug einer solchen Beschreibung deutlich wird (s.u. Kap. 8). Dieser besteht zum Beispiel darin, Männlichkeit und (biologischer) Mann zu entkoppeln. Männlichkeit als Situation impliziert, dass sowohl Männer als auch Frauen (oder weitere Geschlechter) männlich ›sein‹ können. Wer immer sich von Männlichkeitsprogrammen angezogen fühlt und sich entsprechend dieser Programmatik empfindet oder/und verhält, ›ist‹ männlich. Mit umgekehrtem geschlechtlichem Vorzeichen und bezugnehmend auf Beauvoirs Existenzialphänomenologie spricht Iris M. Young ganz ähnlich von »Weiblichkeit als Situation« beziehungsweise vom »Frausein als einer Existenzweise« und dass »nicht notwendigerweise jede Frau ›weiblich‹ sein«

2.3.2 Gemeinsame Situationen: Genese, Stabilisierung, Transformation

In Kap. 2.2 wurde leibliche Kommunikation als Grundform des (transhumanen) Sozialen eingeführt. In Fortführung dessen kann nun gesagt werden, dass leibliche Kommunikation für die *Genese gemeinsamer Situationen* eine wesentliche Rolle spielt. Für Gemeinschaften und Sozialisierungen mag das unmittelbar einleuchten, doch auch für Sozietäten und die Gesellschaft gilt, dass »Einleibung als Quelle und Nährboden gemeinsamer Situationen« (Schmitz 1980b: 52) fungiert. Dabei bildet vor allem die antagonistische wechselseitige Einleibung das Fundament der Entstehung aktueller und daraus gegebenenfalls resultierender zuständlicher gemeinsamer Situationen. In antagonistischer wechselseitiger Einleibung entsteht ad hoc ein die daran Beteiligten übergreifender und sie vereinnahmender Kollektivleib. Hierfür braucht es keinesfalls Worte, sondern es reichen mitunter die oben erwähnten Bewegungssuggestionen (Blicke, Gesten) und synästhetischen Charaktere (das Harte, Sanfte, Wuchtige) als Medien leiblicher Kommunikation, um den Kommunikationspartner:innen die Gewissheit zu vermitteln, an einer gemeinsamen Situation (Warten in der Schlange) mit dazugehörigen Programmen (Norm: nicht vordrängeln, Wunsch: es möge schnell gehen) und eventuell Problemen (Vordrängler) teilzuhaben. Durch Wiederholung und damit verbundener Habitualisierung können sich aktuelle zu einer zuständlichen gemeinsamen Situation verfestigen. Das Schlangestehen ist dann eine »Institution«, ¹³ die jedes Mal aufs Neue »inszeniert« (Schmitz 1990: 414) wird und dadurch am Leben erhalten bleibt.

Den Prototyp dafür, wie qua antagonistischer wechselseitiger Einleibung Menschen in Kontakt miteinander treten und damit eine gemeinsame Situation herstellen, repräsentiert das *Gespräch* von Angesicht zu Angesicht (vgl. Schmitz 1980b: 97–109). ¹⁴ In einem Gespräch kommt es nämlich nicht nur auf das Gesagte an, vielmehr spielen leibliche Faktoren wie die spürbare Frische oder Müdigkeit des Gesprächspartners, von der man mitgerissen oder eingeschlafert wird, eine ebenso wichtige Rolle für das soziale Geschehen wie die Körperhaltung, Mimik und Blicke der Beteiligten, mittels derer nicht minder um die »Definition der Situation« (W. I. Thomas/D. S. Thomas) gerungen werden kann wie mit

müsse, wie es auch »nicht unmöglich« sei, »daß [sic] Männer in manchen Hinsichten ›weiblich‹ sind« (Young 1993: 711).

- 13 Eine Institution im Schmitz'schen Sinne ist ein handlungsleitendes »System von Regeln«, wobei diese Regeln »Zulassungsbeschränkungen, Kooperationsbeschränkungen und Rollenzuweisungen« sein können (Schmitz 2005: 258f.; siehe auch Schmitz 1990: 414–420).
- 14 Ganz ähnlich sprechen auch Peter Berger und Thomas Luckmann von der »Vis-à-vis-Situation« als dem »Prototyp aller gesellschaftlichen Interaktion« (Berger/Luckmann 1969: 31).

Worten. Der zwischenleibliche Dialog kann infolgedessen neue Sachverhalte (Themenwechsel) hervorbringen, den Nomos (programmatischer Gehalt: Verhaltenserwartungen, Hoffnungen) modifizieren oder Probleme (Streit) generieren. Eine neophänomenologisch-soziologische Analyse von Gesprächssituationen berücksichtigt dabei außerdem die persönlichen Situationen der Akteure und deren Einbettung in segmentiert-zuständige Situationen (Herkunftsmilieu, Generationenzugehörigkeit), um Ursache, Verlauf und Ergebnis des Gesprächs möglichst umfassend – im Sinne einer »interpretativen Situationsforschung« (Schmid-Degenhardt 2005) – verstehend rekonstruieren zu können.

Solidarische Formen wechselseitiger Einleibung sind empirisch selbster¹⁵ anzutreffen, gleichwohl für soziale Integration im emphatischen Sinne von großer Bedeutung. Nach Schmitz' (ebd.: 109–113) ist dafür das gemeinsame *Singen* das Musterbeispiel. Wenn Menschen miteinander singen, resultiert daraus ad hoc ein Kollektivleib, in den die daran Mitwirkenden affektiv eingeschmolzen sind. Dies hat seinen Grund darin, dass die jeweilige binnendiffuse Bedeutsamkeit der Situation mit einer kollektiven Atmosphäre aufgeladen ist,¹⁶ die für die Beteiligten als – mal mehr, mal weniger – leibliches »Ergriffensein von Gefühlen« (Schmitz 2014: 59) spürbar ist. Je intensiver dieses atmosphärische Ergriffensein ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass aus der aktuellen eine zuständige Situation resultiert, die sich im Gedächtnis Einzelner oder Mehrerer ablagert und in der Erinnerung aufgerufen wird mit dem möglichen Effekt, Jahre später erneut gemeinschaftsstiftend zu wirken: »Weißt du noch, Berlin 99, Bruce spielt ›Badlands‹ und der Volkspark flippt aus – Wahnsinn!«

Das Beispiel weist implizit darauf hin, dass die Zugehörigkeit zu einer zuständigen gemeinsamen Situation, hier der Fangemeinschaft, voraussetzungsvoll ist. Wer nicht weiß, wer Bruce ist oder von welchem Volkspark die Rede ist, gehört nicht zu dieser Gemeinschaft. Soziale Inklusion setzt damit »kommunikative Kompetenz« voraus, die man durch

- 15 Das gilt zumindest in einem engen, den gemeinsamen vitalen Antrieb in den Mittelpunkt rückenden Sinne von solidarischer Einleibung. Versteht man solidarische Einleibung jedoch in einem weiten Sinne, indem man stärker ihr Merkmal des integrierenden Themas, das das Verhalten der Betroffenen anleitet, hervorhebt, dann ist sie für alle Formen von Sozialität von Belang. Diesen Hinweis verdanke ich Gutachter:in A, der:die schrieb: »Jede Institution benötigt ein impulsgebendes übergreifendes Thema, das die Leiber gewissermaßen solidarisch ausrichtet (zum Beispiel die Arbeitszeiten und die Wege innerhalb der Institution regelt).«
- 16 Zum Zusammenhang von gemeinsamen zuständigen Situationen und den darin »aufgehängten« (Schmitz 2014: 60) kollektiven Atmosphären siehe exemplarisch die Ausführungen von Großheim et al. (2014) zu »kollektiven Lebensgefühlen«; siehe außerdem unten Kap. 3.

»Anpassung in Verständnis und Verhalten an gemeinsame Situationen« (Schmitz 1980b: 47) erwirbt. Dieses Hineinwachsen in eine gemeinsame Situation mit dem Ergebnis kommunikativer Kompetenz entspricht dem traditionellen soziologischen Verständnis von Sozialisation, mittels derer das Individuum sozial handlungsfähig wird. Einer Person, der es an kommunikativer Kompetenz mangelt, und zwar auch an leiblicher Kommunikationskompetenz,¹⁷ muss entsprechend mit sozialer Exklusion rechnen. Das gilt nicht nur für Gemeinschaften, Soziierungen und Sozietäten, sondern ebenso für die Gesellschaft: Wer Steuern hinterzieht, wird gesellschaftlich exkludiert – er oder sie kommt ins Gefängnis.

Auch wenn, wie bisher betont, wechselseitige Einleibung die Grundlage aktueller und zuständlicher gemeinsamer Situationen ist, heißt das selbstredend nicht, dass jene die einzige Quelle zur Hervorbringung von diesen ist. Die NPS legt zwar auf die leibliche Kommunikation als Basis (und Produkt) gemeinsamer Situationen ihr besonderes Augenmerk, berücksichtigt aber gleichermaßen die humanspezifische Kompetenz zur *Explikation* aus Situationen. Im Modus der Explikation einzelner Bedeutungen (Sachverhalte, Programme, Probleme) aus der binnendiffusen Bedeutsamkeit von Situationen gelingt es Menschen, das Chaos der Situation zu durchdringen, zu beherrschen und die Welt in geordnete Bahnen zu lenken (vgl. Schmitz 2005: 28). Die aus der Explikation resultierenden Konstellationen machen das Leben übersichtlich(er), geregelt(er), kontrollierbar(er), indem sie *soziale Ordnung* herstellen. Oder wie Schmitz konkretisiert: »Im sozialen Betrieb führt dieses Konstellieren zur Ausbildung von Institutionen und Organisationen, das heißt sozialen Verhaltensmustern, die durch Regeln ein wiederholbares Verhalten von Menschen zueinander vorzeichnen« (Schmitz in: Sohst/Schmitz 2005: 37). So ist die Ehe eine Institution, die Ordnung in die chaotische Mannigfaltigkeit partnerschaftlicher Beziehungsformen bringt, indem sie regelt, wer zugelassen ist (Ehepartner:in), wer für die »Spielberechtigten« (Schmitz 1990: 414) als potenzieller »Mitspieler« in Frage kommt (Verwandte, Freunde) und welche Rollenübernahmen dauerhaft (Vater/Mutter) oder situativ gestattet (Tanzpartner:in) beziehungsweise verwehrt (Geliebte:r) sind.

Dass eine Institution wie die Ehe Bestand hat, verdankt sie zu einem womöglich nicht geringen Anteil der Einbettung in die übergeordnete Institution »Staat« (vgl. ebd.: 425–438), insofern dieser mittels steuerlicher Erleichterungen und anderer Unterstützungsprogramme die Ehe für manche als attraktive partnerschaftliche Lebensform erscheinen lässt.

17 Mit Bourdieu (1985: 185) könnte man die mangelnde leibliche Kommunikationskompetenz als fehlendes »Gespür« für die Situation bezeichnen, mit Wilhelm Schmid (1999: 199) als nicht vorhandene situative »leibliche Intelligenz«.

Eine hinreichende Begründung für die Dauerhaftigkeit der Institution Ehe ist das aber sicher nicht. Wie Bourdieu in seiner Habitus- und Feldtheorie deutlich gemacht hat, haben Institutionen nur dann Bestand, wenn sie nicht allein in Regeln objektiviert, sondern ebenso sehr im Habitus der sie »bewohnenden« Menschen verankert sind (vgl. Bourdieu 1987: 107). In neophänomenologischer Terminologie heißt das, dass Institutionen und andere zuständige gemeinsame Situationen für ihr Fortdauern darauf angewiesen sind, dass sie in der persönlichen Situation der darin eingebetteten Menschen Wurzeln schlagen. Das geschieht wesentlich auf dem Wege, dass die Sachverhalte, Programme und/oder Probleme dieser Situation in die »primitive Gegenwart«¹⁸ der Person hineinwirken, sie also leiblich-affektiv betreffen, und zwar (etwa aufgrund von Wiederholungen) in einem Maße, aufgrund dessen die Situation – vor allem ihr programmatischer Gehalt – Teil der »leiblichen Disposition«¹⁹ der Person wird. Die Ehe als Institution wurzelt in diesem Sinne in den leiblich verankerten Regeln, Normen, Wertungen, Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen, Sehnsüchten etc., die mit ihr verbunden sind. Entsprechend ist ›Fremdgehen‹ eine Bedrohung für die Institution Ehe deshalb, weil sie den Nomos dieser gemeinsamen Situation spürbar (Eifersucht, Wut, Hass) verletzt oder ganz zerstört.

Soziale Institutionen und soziale Ordnung im Allgemeinen verdanken ihre Stabilität also ganz entscheidend der Leiblichkeit – beziehungsweise dem leiblichen Habitus (vgl. Gugutzer 2002: 119) – der sie bewohnenden Menschen. Die NPS widmet sich diesem Aspekt im besonderen Maße. Ebenso sehr gilt ihr Interesse aber auch der *leiblich fundierten Transformation sozialer Ordnung*. Sozialer Wandel erscheint im Lichte der NPS nicht allein und auch nicht primär als Ergebnis rational geplanten, teleologischen (kollektiven) Handelns, sondern mindestens so sehr dadurch bedingt, dass Menschen von einer gemeinsamen Situation auf negative Weise leiblich-affektiv betroffen sind. Sozialen Wandel »liegt in den meisten Fällen eine Unzufriedenheit mit der gegebenen sozialen Ordnung zugrunde, und Unzufriedenheit ist ein leibliches Befinden« (Gugutzer 2012: 56). Die wesentlichen Akteure sozialen Wandels sind damit Patheure: Menschen beginnen die je gegebene, gemeinsam-zuständige

- 18 »Primitive Gegenwart« (beziehungsweise »personale Regression«) bildet zusammen mit der »entfalteten Gegenwart« (beziehungsweise »personale Emanzipation«) die beiden Aspekte (beziehungsweise Dynamiken) des Personseins; vgl. dazu ausführlich Schmitz 1980a, zusammenfassend Schmitz 1990: 153–174, zum Verhältnis von Person und Leib Schmitz 2011: 71–87).
- 19 Schmitz verwendet den Ausdruck »leibliche Disposition« im Sinne einer die Person prägenden, weil »ganzheitlich alle leiblichen Regungen durchdringenden und umhüllenden Atmosphäre« (Schmitz 1980a: 292). Sie ist gewissermaßen die leiblich-affektive Anlage einer Person, die ihrem Tun eine typische ›Färbung‹ verleiht.

Situation zu ändern, wenn sie von dieser spürbar betroffen sind. Das gilt für die soziale Mikro-, Meso- und Makroebene gleichermaßen (vgl. ebd.: 57): Paare entschließen sich, an ihrer Beziehung zu arbeiten, wenn die eine Person unter der fortdauernden Gleichgültigkeit der anderen so sehr leidet, dass das Beziehungsende droht; Firmen initiieren ein Coaching- und Mediationswochenende für ihre Mitarbeiter:innen, wenn das wechselseitige Mobbing in der Abteilung solche Ausmaße angenommen hat, dass keine produktive Zusammenarbeit mehr möglich ist; tausende von Menschen gehen auf die Straße und demonstrieren, weil die sozialen und politischen Missstände in ihrem Land unerträglich für sie geworden sind. Sofern es in solchen Fällen zur Transformation der Paar-, Abteilungs- oder politischen Ordnung kommt, hat das wesentlich damit zu tun, dass einzelne oder mehrere Patheure ›das Heft in die Hand genommen‹ haben.

2.3.3 *Methodologischer Situationismus*

Die methodologische Konsequenz, die sich aus der situationstheoretischen Fundierung der NPS ergibt, lässt sich als *methodologischer Situationismus* bezeichnen: Gemeinsame Situationen sind die zentrale Analyseebene der NPS (während leibliche Kommunikation ihre kleinste Analyseeinheit ist). Die NPS untersucht gemeinsame Situationen auf mikro-, meso- und makrosozialer Ebene, wobei der empirischen Sozialforschung allein Gemeinschaften, Soziiierungen und Sozietäten zugänglich sind, nicht jedoch Gesellschaft. Gesellschaft ist empirisch nicht untersuchbar, da »anwesende Abwesende« (Uzarewicz 2011: 260) weder beobachtet noch mündlich interviewt oder schriftlich befragt werden können. Gesellschaft als »›imaginäre‹, latente Situation«, wie Uzarewicz im Anschluss an Cornelius Castoriadis' Buchtitel »Gesellschaft als imaginäre Institution« (ebd.: 261) sagt, kann nur modelltheoretisch analysiert werden. Um welchen Typ gemeinsamer Situation es sich im Einzelnen dann auch immer handelt, die NPS klärt dabei den Sachverhalt, um den es geht, den programmatischen Gehalt (Nomos) der Situation und das oder die Probleme, die darin eine Rolle spielen und das gemeinsame Handeln der Akteure und Patheure motivieren, herausfordern, anregen, erzwingen etc. Es handelt sich somit um einen methodologischen Situationismus, der die Subjekte nicht ignoriert, sondern mit seinem Blick auf die Verschränkung von persönlicher und gemeinsamer Situation immer auch danach fragt, wie leibliche Subjekte sowohl an der Hervorbringung, Stabilisierung und Transformation von Sozialität beteiligt sind als auch von deren Nomos und Problemen geprägt beziehungsweise geleitet werden.

Wesentlich ist zudem, dass die NPS den Fallstricken des Situationismus' beziehungsweise Kontextualismus', der nur raumzeitlich begrenzte

Sozialeinheiten und face-to-face-Interaktionen kennt (vgl. zur Kritik daran Hörning 2004: 30f.), entgeht, da ihr Konzept der gemeinsamen Situation nicht nur aktuelle und impressive, sondern ebenso zuständige und segmentierte Situationen umfasst. Die NPS vertritt in diesem Sinne eine – traditionell gesprochen – transsituative Situationstheorie. Zugleich ist sie eine transhumane Situationstheorie, die auch nichtmenschliche Entitäten als integrale Bestandteile von Situationen mitberücksichtigt.

Die damit verbundene *forschungsprogrammatische* Haltung der NPS ist verwandt mit jener von Goffman, wenn dieser sagt, dass es seiner Soziologie »nicht um Menschen und ihre Situationen, sondern eher um Situationen und ihre Menschen« gehe (Goffman 1986: 9; vgl. dazu Gugutzer 2015c: 75f.). Wie Goffman interessiert sich auch die NPS primär für Situationen und sekundär dafür, wie diese von Menschen hervorgebracht, bewohnt, gestaltet, einverleibt etc. werden. Der thematische Ausgangspunkt *empirischer* Untersuchungen sind gleichwohl typischerweise Phänomene, die einzelnen Menschen nahegehen, von denen sie betroffen sind, die sie als Patheure in Anspruch nehmen. Für die Soziologie besonders relevant sind dabei problematische Sachverhalte, einerlei ob es sich um zwischenmenschliche Missverständnisse, Spannungen, Streitigkeiten etc. oder um gesellschaftliche Konflikte, Krisen, Ungerechtigkeiten etc. handelt. Ausgehend von diesen Problemen, aus denen überhaupt erst die Forschungsfrage resultiert,²⁰ besteht die eigentliche Forschungsaufgabe dann darin, die gemeinsame Situation zu rekonstruieren, deren Problem den Untersuchungsfokus markiert. Ziel dieser Rekonstruktionsarbeit ist es, die Genese, Prozesse und Strukturen der gemeinsamen Situation (besser) zu verstehen.

Die *methodische* Durchführung solcher empirischen Untersuchungen erfolgt mit den Instrumenten qualitativer Sozialforschung. Dies deshalb, weil es allein mit Hilfe qualitativer Forschungsmethoden – wenigstens näherungsweise – möglich ist, die chaotische Mannigfaltigkeit gemeinsamer Situationen analytisch zu durchdringen;²¹ die Stärke der

20 Die problematischen Sachverhalte müssen nicht ›dramatisch‹, ›gravierend‹ oder ›schlimm‹ sein, die entsprechenden Forschungsfragen daher auch nicht ›groß‹ oder ›gewichtig‹ (wobei natürlich zu fragen wäre, wer mit welchem Recht eine solche Bewertung vornimmt). Es kann sich auch um ›kleinere‹ Probleme beziehungsweise Fragen handeln, etwa: »Wie gelingt die wortlose Verständigung im Paartanz?« (Gugutzer 2008) oder »Wie entsteht Stimmung beim Public Viewing?« (Gugutzer 2015c).

21 Unter den derzeit vorliegenden qualitativen Forschungsansätzen kommt vermutlich die »Situationsanalyse« von Adele Clarke (2011, 2012) dem Forschungsprogramm der NPS am nächsten, insofern NPS und Situationsanalyse das generelle Erkenntnisziel teilen, »die chaotische Komplexität der dichten Verflechtungen und Permutationen der jeweiligen Situation zu erfassen und zu diskutieren« (Clarke 2011: 210).

quantitativen Sozialforschung besteht demgegenüber darin, Erkenntnisse über Konstellationen zu generieren. Die konkrete Analyse erfolgt so dann methodenplural: Mit rekonstruktiven Verfahren gilt es, den Programmgehalt der gemeinsamen Situation (Wertvorstellungen, Normen und Regeln, Erwartungshaltungen, Wünsche und Hoffnungen etc.) herauszuarbeiten sowie die darin eingebetteten persönlichen Situationen (Biografie, Persönlichkeit) der Akteure zu analysieren. Mit Hilfe deskriptiver Verfahren wiederum gilt es, die Leiblichkeit der Patheure und die Prozesse leiblicher Kommunikationen sowie die relevanten nichtmenschlichen Situationsteilnehmer:innen zu beschreiben. Unter methodologischem Gesichtspunkt ist außerdem zu berücksichtigen, dass auch die »Forschungssituation« einschließlich des »Forscherleibes und Forscherkörpers« selbstreflexiv zu thematisiert sind (Gugutzer 2017a; siehe dazu auch Dörpinghaus 2013: 206–263 und unten Kap. 4).

2.4 Fazit

Das Kapitel hatte das Ziel, das Theorie- und Forschungsprogramm der Neophänomenologischen Soziologie zu skizzieren und damit eine Alternative zur vorherrschenden, an Husserl und Schütz orientierten, »alten« phänomenologischen Soziologie zu entwerfen. Wenngleich eine explizite Gegenüberstellung der neuen und der alten phänomenologischen Soziologie nicht beabsichtigt war, wurden dennoch einige grundlegende Differenzen dieser beiden Ansätze deutlich. Abbildung 2 fasst die zentralen Unterschiede zwischen der traditionellen und der Neophänomenologischen Soziologie zusammen.

Mit dieser pointierten Gegenüberstellung ist nicht beabsichtigt, die beiden phänomenologischen Positionen gegeneinander auszuspielen oder eine Überlegenheit der NPS gegenüber der phänomenologischen Soziologie sensu Schütz zu reklamieren. Intendiert ist allein, die Andersartigkeit der NPS zu verdeutlichen und deren Erkenntnispotenzial hervorzuheben. Letzteres lässt sich abschließend an drei Korrekturen festmachen, die die NPS an der allgemeinen Soziologie vornimmt.

Aufgrund ihres leibphänomenologischen Fundaments korrigiert die NPS erstens die »quasimentalistische Bornierung« (Lindemann 2005: 115) der Soziologie. *Soziologische Konzepte*, die traditionell kognitivistisch entworfen sind, werden von der NPS um eine *leibliche Dimension* erweitert. Sinn, Verstehen, Wissen, Handeln, Interaktion etc. werden entsprechend als leiblicher Sinn, leibliches Verstehen, leibliches Wissen etc. konzipiert (vgl. Gugutzer 2012: 52–74). Damit einher geht zweitens die Korrektur des aktivistischen Bias' soziologischer Akteurs- und Handlungskonzepte (s.o. Kap. 1.2). Die NPS fokussiert

<i>Vergleichskriterien</i>	<i>Alte Phänomenologische Soziologie</i>	<i>Neue Phänomenologische Soziologie (NPS)</i>
<i>Philosophischer Referenzautor</i>	Edmund Husserl	Hermann Schmitz
<i>Art der Phänomenologie</i>	Transzendentalphänomenologie	Neue (»naive«) ¹ Phänomenologie
<i>Sozialapriori</i>	Bewusstsein	Leiblichkeit (affektives Betroffensein)
<i>Zentrales Subjekt-konzept</i>	Akteur (intentional-reflexives Handeln)	Patheur (leiblich-vorreflexives Handeln)
<i>Zentrales Sozialitäts-konzept</i>	Intersubjektivität	Leibliche Kommunikation
<i>Ontologie</i>	Dingontologie (Konstellationismus)	Situationsontologie
<i>Sozialontologisches Fundament</i>	Lebenswelt	Gemeinsame Situationen
<i>Methodologie</i>	Methodologischer Individualismus	Methodologischer Situationismus
<i>Soziologie</i>	Humansozilogie	Transhumane Soziologie

Abbildung 2: Alte versus Neue Phänomenologische Soziologie

das *passiv-pathische Eingebundensein der Menschen in soziale Kontexte* und damit zugleich die Widerfahrungen, Überraschungen, Irritationen, Störungen menschlichen Zusammenlebens. Vor dem Hintergrund dieser zwei Schwerpunkte erweist sich die NPS als eine »leibhaftige Soziologie« (Bühl 2002: 200), die sich nicht mit der Vorstellung zufriedengibt, dass Gesellschaft ausschließlich in den Köpfen der Menschen existiert und

- I Schmitz hat seine Philosophie in Abgrenzung zu Husserls Transzendentalphänomenologie als (kritisch-) »naive Phänomenologie« (Schmitz 1964: 139) bezeichnet, um deutlich zu machen, dass er Husserls Methode der transzendental-phänomenologischen und eidetischen Reduktion für unbrauchbar hält. Weil die Neue Phänomenologie ohne Wesensschau auskommt und eine dezidiert empirische Phänomenologie ist, gilt entsprechend Luckmanns Einschätzung, dass es eine phänomenologische Soziologie »nicht geben kann« (Luckmann 1979: 196) und Phänomenologie »Proto-Soziologie« (ebd.: 205) sei, nur für die Husserl'sche Phänomenologie. Die Ausführungen haben gezeigt, dass die Schmitz'sche Phänomenologie soziologienähe Konzepte enthält und es daher auch eine darauf aufbauende phänomenologische Soziologie gibt.

bewusst-intentional hergestellt wird. Die NPS ergänzt diese rationalistisch-kognitivistische Reduktion sozialer Wirklichkeitskonstruktion um die Idee einer untrennbaren Verschränkung von Leib und Welt. Drittens korrigiert die NPS den in der Soziologie dominanten, auf menschliche Kopräsenz im Hier-Jetzt begrenzten Situationsbegriff. Der neophänomenologische *Situationsbegriff* geht darüber hinaus, indem er auch die *Vergangenheit* sowie *Nichtmenschliches* thematisiert, klassische *soziologische Dualismen überwindet* und eine empirisch angemessene *Differenzierung soziologischer Gruppenkategorien* ermöglicht. Angesichts dessen, dass die neophänomenologische Situationstheorie in der Soziologie mehr oder weniger unbekannt ist, stellt deren Soziologisierung vermutlich den innovativsten sozialtheoretischen Beitrag der NPS dar.

Der hier vorgelegte Entwurf einer Neophänomenologische Soziologie ist als Startpunkt einer weiteren Ausarbeitung dieses Theorie- und Forschungsprogramms zu verstehen. Die Weiterentwicklung hat sich vor allem auf jene Punkte zu konzentrieren, an denen die NPS im Moment an ihre konzeptionellen Grenzen stößt. Diese Grenzen »verdankt« sie ihrem theoretischen Fundament, der Neuen Phänomenologie. Das gilt zum Beispiel für die *Marginalisierung des Körpers*. Auch wenn es sicherlich überspitzt ist, die Neue Phänomenologie »überhaupt als Leibphilosophie« (Böhme 2003: 25) zu bezeichnen, ist der spürend-spürbare Leib für sie doch absolut zentral, während der sicht- und tastbare Körper für sie nicht wichtig ist. Die NPS tendiert dazu, diese Einseitigkeit zu übernehmen. Das aber ist sachlich unangemessen, da der Körper für die Soziologie mindestens so bedeutsam²² ist wie der Leib. Aufgabe der NPS muss es daher sein, den Körper sowie die Verschränkung von Leib und Körper in die NPS zu integrieren.²³

Die Integration des Körpers in die NPS stellt eine notwendige Aufgabe auch in der Hinsicht dar, dass mit dem Körper die *aktive und reflexive Seite sozialen Handelns* ins Spiel kommt. In der NPS ist dieser Handlungsaspekt bislang zu wenig ausgearbeitet, da sie primär den Patheur fokussiert, kaum jedoch den intentional und rational handelnden Akteur. Da sich in Schmitz' Philosophie nur bedingt hilfreiche Begriffe und Konzepte finden, um diesen für die soziologische Handlungstheorie wichtigen Aspekt auszuarbeiten, bedarf es dazu der Anleihe aus anderen Theorien. Eine Kandidatin hierfür ist Plessners »Theorie der Positionalität«

- 22 Das zeigt sich faktisch an dem seit zwei Jahrzehnten enorm prosperierenden Feld der Körpersoziologie (vgl. als Überblick Gugutzer et al. 2017), wie es sich auch an den nicht wenigen theoretischen Bemühungen zeigt, den Körper als soziologischen Grundbegriff oder Verkörperung als basales Konzept der Soziologie zu etablieren (vgl. zusammenfassend Gugutzer 2012, 2015a).
- 23 Vorschläge zur Integration des Körpers in die NPS finden sich in Gugutzer (2012, 2015a: 20ff.). Zur Verschränkung von Leib und Körper siehe außerdem Böhme (2003: 294ff.) und Lindemann (1996, 2017).

(Plessner 1975) und der darin formulierte »Doppelaspekt« von »Leibsein« und »Körperhaben«. Allen voran ist es die Kategorie Körperhaben, die für die NPS erfolversprechend ist, da mit ihr sowohl der Körper als Körperding gemeint ist, das der Mensch instrumentell und expressiv nutzen kann, als auch die humanspezifische Fähigkeit zur reflexiven Selbstdistanzierung.²⁴

Eine offene Frage ist schließlich, inwiefern sich die NPS zu einer *Gesellschaftstheorie* ausarbeiten lässt. Die Stärke der NPS liegt bislang eindeutig im Bereich der Sozialtheorie. Um auch auf gesellschaftstheoretischer Ebene ein ernstzunehmender Diskussionspartner in der Soziologie zu werden, müsste sie ihre Situationstheorie weiter ausbauen. Gesellschaft lediglich als einen spezifischen Situationstypus zu beschreiben, ist zu wenig. Ein vielversprechender Ansatzpunkt wäre es, Schmitz' Situationstheorie mit seiner Normentheorie, die eine Institutionen-, Organisations- und Staatstheorie miteinschließt (vgl. Schmitz 2012), zu verbinden. Hinsichtlich einer historisch angelegten, kritischen Gesellschaftstheorie könnte außerdem Schmitz' Kritik an der zunehmenden gesellschaftlichen Tendenz zum »Konstellationismus«, die er auch als »autistische Verfehlung des abendländischen Geistes« (Schmitz 1999: 55ff.) bezeichnet, aufgegriffen und ausgearbeitet werden. Schmitz meint damit die »Tendenz zur Isolierung und Nivellierung der Individuen durch Auflösung implantierender Situationen zu Gunsten vermeintlicher Selbstbestimmung des Einzelnen« (Schmitz 2005: 29), was sich mit traditionellen soziologischen Konzepten als Enttraditionalisierung, Säkularisierung, Individualisierung oder Atomisierung umschreiben lässt.

Neben diesen theorieimmanenten Verfeinerungen wird es für die Wahrnehmung und Anerkennung der NPS auch über den Kreis phänomenologisch interessierter Soziolog:innen hinaus vermutlich am Wichtigsten sein, *empirische Studien im Sinne des methodologischen Situationismus* vorzulegen. Deren Ziel muss eine Hermeneutik gemeinsamer Situationen sein, die zu einem besseren Verstehen der Komplexität sozialer und gesellschaftlicher Wirklichkeit beiträgt. Dieses Kapitel stellt das dafür notwendige, theoretisch-begriffliche sowie methodologisch-methodische Grundgerüst bereit.

24 Hierfür kann auf vorliegende Arbeiten zur Verknüpfung von Schmitz und Plessner zurückgegriffen werden: vgl. Gugutzer (2015a), Jäger (2004), Lindemann (1993).

Literatur

- Abraham, Anke (2002): *Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Alkemeyer, Thomas (2015): »Verkörperter Soziologie – Soziologie der Verkörperung. Ordnungsbildung als Körper-Praxis«, *Soziologische Revue* (2015/4), 470–502.
- Berger, Peter Ludwig/Thomas Luckmann (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Bird, Greg (2009): »What is Phenomenological Sociology Again?«, *Human Studies* (2009/4), 419–439.
- Böhle, Fritz/Stephanie Porschen (2011): »Körperwissen und leibliche Erkenntnis«, in: Reiner Keller/Matthias Meuser (Hg.), *Körperwissen*, Wiesbaden: Springer VS, 53–67.
- Böhle, Fritz/Dirk Fross (2009): »Erfahrungsgeleitete und leibliche Kommunikation und Kooperation in der Arbeitswelt«, in: Thomas Alkemeyer/Kristina Brümmer/Rea Kodalle/Thomas Pille (Hg.), *Ordnung in Bewegung. Choreographien des Sozialen. Körper in Sport, Tanz, Arbeit und Bildung*, Bielefeld: transcript, 107–126.
- Böhme, Gernot (2003): *Leibsein als Aufgabe. Leibphilosophie in pragmatischer Hinsicht*, Kusterdingen: Die Graue Edition.
- Bongaerts, Gregor (2003): »Eingefleischte Sozialität. Zur Phänomenologie sozialer Praxis«, *Sociologia Internationalis* (2003/1), 25–53.
- Bourdieu, Pierre (1987): *Sozialer Sinn. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1985): *Sozialer Raum und ›Klassen‹. Leçon sur la Leçon. Zwei Vorlesungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bühl, Walter Ludwig (2002): *Phänomenologische Soziologie. Ein kritischer Überblick*, Konstanz: UVK.
- Clarke, Adele E. (2012): *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn*, Wiesbaden: Springer VS.
- Clarke, Adele E. (2011): »Von der Grounded-Theory-Methodologie zur Situationsanalyse«, in: Günter Mey/Katja Mruck (Hg.), *Grounded Theory Reader*, Wiesbaden: Springer VS, 207–229.
- Coenen, Hermann (1985a): *Diesseits von subjektivem Sinn und kollektivem Zwang. Schütz, Durkheim, Merleau-Ponty: Phänomenologische Soziologie im Feld des zwischenleiblichen Verhaltens*, München: Fink.
- Coenen, Hermann (1985b): »Leiblichkeit und Sozialität. Ein Grundproblem der phänomenologischen Soziologie«, in: Hilarion Petzold (Hg.), *Leiblichkeit: Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven*, Paderborn: Junfermann, 197–228.
- Crossley, Nick (1996): *Intersubjectivity. The Fabric of Social Becoming*, London et al.: Sage.
- Crossley, Nick (1995): »Merleau-Ponty, the Elusive Body and Carnal Sociology«, *Body & Society* (1995/1), 43–64.
- Dörpinghaus, Sabine (2013): *Dem Gespür auf der Spur. Leibphänomenologische Studie zur Hebammenkunde am Beispiel der Unruhe*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Eberle, Thomas Samuel (2012): »Phenomenology and Sociology: Divergent

- Interpretations of a Complex Relationship«, in: Hisashi Nasu/Frances Chaput Waksler (Ed.), *Interaction and Everyday Life. Phenomenological and Ethnomethodological Essays in Honor of George Psathas*, Lanham et al.: Lexington Books, 135–152.
- Eberlein, Undine (2013): »Leiberfahrung in kulturellen Praktiken«, in: Wolfgang Sohst (Hg.), *Die Globalisierung der Affekte*, Berlin: Xenomoi, 89–110.
- Ferguson, Harvie (2006): *Phenomenological Sociology. Insight & Experience in Modern Society*, London et al.: Sage.
- Fischer, Peter (2012): *Phänomenologische Soziologie*. Bielefeld: transcript.
- Fischer, Wolfram (2003): »Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität«, *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, (2003/1), 9–31.
- Flam, Helena (1990a): »Emotional Man I: The Emotional Man and the Problem of Collective Action«, *International Sociology* (1990/1), 39–56.
- Flam, Helena (1990b): »Emotional Man II: Corporate Actors as Emotion-Motivated Emotion Managers«, *International Sociology* (1990/2), 225–234.
- Goffman, Erving (1986): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1971): *Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum*, Gütersloh: Bertelsmann.
- Großheim, Michael (2005): »Der Situationsbegriff in der Philosophie. Mit einem Ausblick auf seine Anwendung in der Psychiatrie«, in: Dirk Schmoll/Andreas Kuhlmann (Hg.), *Symptom und Phänomen. Phänomenologische Zugänge zum kranken Menschen*, Freiburg/München: Karl Alber, 114–149.
- Großheim, Michael (2002): »Erkennen oder Entscheiden. Der Begriff der ›Situation‹ zwischen theoretischer und praktischer Philosophie«, *Internationales Jahrbuch für Hermeneutik* (2002/1): 279–300.
- Großheim, Michael/Steffen Kluck/Henning Nörenberg (2014): »Kollektive Lebensgefühle. Zur Phänomenologie von Gemeinschaften«, *Rostocker Phänomenologische Manuskripte* 20, Rostock: Universität Rostock.
- Gugutzer, Robert (2017a): »Leib und Körper als Erkenntnissubjekte«, in: Robert Gugutzer/Gabriele Klein/Michael Meuser (Hg.), *Handbuch Körperpersoziologie, Band 2: Forschungsfelder und Methodische Zugänge*, Wiesbaden: Springer VS, 381–394.
- Gugutzer, Robert (2017b): »Resonante Leiber, stumme Körper? Hartmut Rosas Resonanztheorie aus der Sicht einer verkörperten Soziologie«, in: Christian Helge Peters/Peter Schulz (Hg.), *Resonanz in der Diskussion*, Bielefeld: transcript, 69–86.
- Gugutzer, Robert (2016a): »Self-Tracking als Zeitgeist-Phänomen«, in: Stefanie Duttweiler/Robert Gugutzer/Jan-Hendrik Passoth/Jörg Strübing (Hg.), *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?*, Bielefeld: transcript, 161–182.
- Gugutzer, Robert (2016b): »Phänomenologie männlicher Leiberfahrung«,

- in: Hilge Landweer/Isabella Marcinski (Hg.), *Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes*, Bielefeld: transcript, 113–134.
- Gugutzer, Robert (2015a): *Soziologie des Körpers* (5. vollst. überarb. Aufl.), Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, Robert (2015b): »Leibliche Interaktion mit Dingen, Sachen und Halbdingen. Zur Entgrenzung des Sozialen (nicht nur) im Sport«, in: Hanna Katharina Göbel/Sophia Prinz (Hg.), *Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur*, Bielefeld: transcript, 105–122.
- Gugutzer, Robert (2015c): »Public Viewing. Ein sportiv gerahmtes kollektiv-leibliches Situationsritual«, in: Robert Gugutzer/Michael Staack (Hg.), *Körper und Ritual. Sozial- und kulturwissenschaftliche Zugänge und Analysen*, Wiesbaden: Springer VS, 71–96.
- Gugutzer, Robert (2015d): »(Neo-)Phänomenologie der Sportsucht. Theoretische und empirische Annäherungen«, *Sport und Gesellschaft* (2015/3), 189–214.
- Gugutzer, Robert (2014): »Leibliche Praktiken der Geschlechterdifferenz. Eine neophänomenologische Kritik an der Körperpraxeologie in handlungstheoretischer Absicht«, in: Cornelia Behnke/Diana Lengersdorf/Sylka Scholz (Hg.), *Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen*, Wiesbaden: Springer VS, 91–106.
- Gugutzer, Robert (2012): *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen*, Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, Robert (2010): »Soziologie am Leitfaden des Leibes. Zur Neophänomenologie sozialen Handelns am Beispiel der Contact Improvisation«, in: Fritz Böhle/Margit Weihrich (Hg.), *Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen*, Bielefeld: transcript, 165–184.
- Gugutzer, Robert (2008): »Leibliche Kommunikation im Tanz«, in: Michael Großheim (Hg.), *Neue Phänomenologie zwischen Praxis und Theorie. Festschrift für Hermann Schmitz*, Freiburg/München: Karl Alber, 316–331.
- Gugutzer, Robert (2005): »Der Körper als Identitätsmedium: Essstörungen«, in: Markus Schroer (Hg.), *Soziologie des Körpers*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 323–355.
- Gugutzer, Robert (2004): »Trendsport im Spannungsfeld von Körper, Selbst und Gesellschaft. Leib- und körpersoziologische Überlegungen«, *Sport und Gesellschaft* (2004/1), 219–243.
- Gugutzer, Robert (2002): *Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gugutzer, Robert/Natascha Holterman (2017): »Der Dackelblick. Phänomenologie einer besonderen Hund-Mensch-Vergemeinschaftung«, in: Ronald Hitzler/Nicole Burzan (Hg.), *Auf den Hund gekommen. Interdisziplinäre Annäherung an ein Verhältnis*, Wiesbaden: Springer VS, 265–284.
- Gugutzer, Robert/Gabriele Klein/Matthias Meuser (Hg.) (2017), *Handbuch Körpersoziologie* (2 Bd.), Wiesbaden: Springer VS.

- Habermas, Tillmann (1999): *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hasse, Jürgen (2010): »Raum der Performativität. ›Augenblicksstätten‹ im Situationsraum des Sozialen«, *Geographische Zeitschrift* (2010/2), 65–82.
- Hitzler, Ronald (2008): »Von der Lebenswelt zu den Erlebniswelten. Ein phänomenologischer Weg in soziologische Gegenwartsfragen«, in: Jürgen Raab/Michaela Pfadenhauer/Peter Stegmeier/Jochen Dreher/Bernt Schnettler (Hg.), *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Themenfelder, empirische Untersuchungen*, Wiesbaden: Springer VS, 131–140.
- Hitzler, Ronald (2005): »Die Beschreibung der Struktur der Korrelate des Erlebens. Zum (möglichen) Stellenwert der Phänomenologie in der Soziologie«, in: Uwe Schimank/Rainer Greshoff (Hg.), *Was erklärt die Soziologie? Methodologien, Modelle, Perspektiven*, Berlin: Lit, 230–240.
- Hitzler, Ronald/Anne Honer (1988): »Der lebensweltliche Forschungsansatz«, *Neue Praxis* (1988/6), 496–501.
- Hitzler, Ronald/Anne Honer (1984): »Lebenswelt – Milieu – Situation. Terminologische Vorschläge zur theoretischen Verständigung«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (1984/1), 56–74.
- Hörning, Karl Heinz (2004): »Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem«, in: Karl Heinz Hörning/Julia Reuter (Hg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld: transcript, 19–39.
- Husserl, Edmund (1954): *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, Edmund (1952): *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie II*, Den Haag: Nijhoff.
- Jäger, Ulle (2004): *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*, Königstein, Ts.: Helmer.
- Knoblauch, Hubert (2009): »Phänomenologische Soziologie«, in: Georg Kneer/Markus Schroer (Hg.), *Handbuch Soziologische Theorien*, Wiesbaden: Springer VS, 299–322.
- Landweer, Hilge (2016): »Gemeinsame Gefühle und leibliche Resonanz«, in: Undine Eberlein (Hg.), *Zwischenleiblichkeit und bewegtes Verstehen. Intercorporeity, Movement and Tacit Knowledge*, Bielefeld: transcript, 137–174.
- Lauterbach, Sr. M. Johanna (2014): *Gefühle mit der Autorität unbedingten Ernstes. Eine Studie zur religiösen Erfahrung in Auseinandersetzung mit Jürgen Habermas und Hermann Schmitz*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Latour, Bruno (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lindemann, Gesa (2017): »Leiblichkeit und Körper«, in: Robert Gugutzer/Gabriele Klein/Michael Meuser (Hg.), *Handbuch Körpersoziologie, Bd. 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*, Wiesbaden: Springer VS, 57–66.

- Lindemann, Gesa (2014): *Weltzugänge. Die mehrdimensionale Ordnung des Sozialen*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Lindemann, Gesa (2005): »Die Verkörperung des Sozialen. Theoriekonstruktionen und empirische Forschungsperspektiven«, in: Markus Schroer (Hg.), *Soziologie des Körpers*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 114–138.
- Lindemann, Gesa (1996): »Zeichentheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Körper und Leib«, in: Annette Barkhaus/Matthias Mayer/Neil Roughley/Donatus Thürnau (Hg.), *Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 146–175.
- Lindemann, Gesa (1993): *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*, Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Lindemann, Gesa (1992): »Die leiblich-affektive Konstruktion des Geschlechts. Für eine Mikrosoziologie des Geschlechts unter der Haut«, *Zeitschrift für Soziologie* (1992/5), 330–346.
- Luckmann, Thomas (2008): »Konstitution, Konstruktion. Phänomenologie, Sozialwissenschaft«, in: Jürgen Raab/Michaela Pfadenhauer/Peter Stegmeier/Jochen Dreher/Bernt Schnettler (Hg.), *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Themenfelder, empirische Untersuchungen*, Wiesbaden: Springer VS, 33–40.
- Luckmann, Thomas (1992): *Theorie des sozialen Handelns*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Luckmann, Thomas (1979): »Phänomenologie und Soziologie«, in: Walter M. Sprondel/Richard Grathoff (Hg.), *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften*, Stuttgart: Enke, 196–205.
- Lüdtkke, Nico (2008): »Intersubjektivität bei Schütz – oder: Ist die Frage nach dem Anderen aus der Phänomenologie entlassen?«, in: Jürgen Raab/Michaela Pfadenhauer/Peter Stegmeier/Jochen Dreher/Bernt Schnettler (Hg.), *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Themenfelder, empirische Untersuchungen*, Wiesbaden: Springer VS, 187–197.
- Merleau-Ponty, Maurice (1994): *Das Sichtbare und das Unsichtbare: gefolgt von Arbeitsnotizen*, München: Fink.
- Meyer-Drawe, Käte (1984): *Leiblichkeit und Sozialität. Phänomenologische Beiträge zu einer pädagogischen Theorie der Intersubjektivität*, München: Fink.
- Nasu, Hisashi (2012): »The Phenomenological Sociology Movement in the United States: The Developmental Process of an Intellectual Movement«, in: Hisashi Nasu/Frances Chaput Waksler (Ed.), *Interaction and Everyday Life. Phenomenological and Ethnomethodological Essays in Honor of George Psathas*, Lanham et al.: Lexington Books, 3–21.
- Plessner, Helmuth (1975): *Die Stufen des Organischen und der Mensch*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Raab, Jürgen/Michaela Pfadenhauer/Peter Stegmeier/Jochen Dreher/Bernt Schnettler (Hg.) (2008): *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*, Wiesbaden: Springer VS.

- Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin: Suhrkamp.
- Sartre, Jean-Paul (1993): *Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie*, Reinbek: Rowohlt.
- Schimank, Uwe (2000): *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteur-theoretische Soziologie*, Weinheim/München: Juventa.
- Schmid, Wilhelm (1999): *Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schmidt-Degenhard, Michael (2005): »Interpretative Situageneseforschung«, in: Dirk Schmoll/Andreas Kuhlmann (Hg.), *Symptom und Phänomen. Phänomenologische Zugänge zum kranken Menschen*, Freiburg/München: Karl Alber, 150–165.
- Schmitz, Hermann (2016): *Ausgrabungen zum wirklichen Leben. Eine Bilanz*, Freiburg/München: Alber.
- Schmitz, Hermann (2014): *Atmosphären*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2012): *Im Reich der Normen*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2011): *Der Leib*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Schmitz, Hermann (2009): *Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2005): *Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie der Vernetzung*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2003): *Was ist Neue Phänomenologie?*, Rostock: Koch.
- Schmitz, Hermann (2002): »Was ist ein Phänomen?«, in: Hermann Schmitz/Gabriele Marx/Andrea Moldzio (Hg.), *Begriffene Erfahrung. Beiträge zur antireduktionistischen Phänomenologie*, Rostock: Koch, 13–22.
- Schmitz, Hermann (1999): *Adolf Hitler in der Geschichte*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1990): *Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1980a): *System der Philosophie, Band 4: Die Person*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1980b): *System der Philosophie, Band 5: Die Aufhebung der Gegenwart*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1980c): *Neue Phänomenologie*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1978): *System der Philosophie, Band 3, Teil 5: Die Wahrnehmung*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1977): *System der Philosophie, Band 3, Teil 4: Das Göttliche und der Raum*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1973): *System der Philosophie, Band 3, Teil 3: Der Rechtsraum*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1969): *System der Philosophie, Band 3, Teil 2: Der Gefühlsraum*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1967): *System der Philosophie, Band 3, Teil 1: Der leibliche Raum*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1966): *System der Philosophie. Band 2, Teil 2: Der Leib im Spiegel der Kuns*, Bonn: Bouvier.

- Schmitz, Hermann (1965): *System der Philosophie. Band 2, Teil 1: Der Leib*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1964): *System der Philosophie, Band 1: Die Gegenwart*, Bonn: Bouvier.
- Schütz, Alfred (1971a): *Gesammelte Aufsätze I: Das Problem der Wirklichkeit*, Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred (1971b): *Gesammelte Aufsätze III: Studien zur phänomenologischen Philosophie*, Den Haag: Nijhoff.
- Schütz, Alfred (1971c): »Phänomenologie und die Sozialwissenschaften«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze I: Das Problem der Wirklichkeit*, Den Haag: Nijhoff, 136–161.
- Schütz, Alfred (1960): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred/Thomas Luckmann (2003): *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz: UVK.
- Schützzeichel, Rainer (2016): »Zur Soziologie des Rechtsgefühls«, in: Hilge Landweer/Dirk Koppelberg (Hg.), *Recht und Emotion I: Verkannte Zusammenhänge*, Freiburg/München: Karl Alber, 65–99.
- Simmel, Georg (1992): »Exkurs über die Soziologie der Sinne«, in: ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 722–742.
- Soentgen, Jens (1998): *Die verdeckte Wirklichkeit. Einführung in die Neue Phänomenologie von Hermann Schmitz*, Bonn: Bouvier.
- Sohst, Wolfgang/Hermann Schmitz (2005): *Hermann Schmitz im Dialog. Neun neugierige und kritische Fragen an die Neue Phänomenologie*, Berlin: xenomoi.
- Srubar, Ilija (2007): *Phänomenologie und soziologische Theorie. Aufsätze zur pragmatischen Lebenswelttheorie*, Wiesbaden: Springer VS.
- Suber, Daniel (2007): *Die soziologische Kritik der philosophischen Vernunft. Zum Verhältnis von Soziologie und Philosophie um 1900*, Bielefeld: transcript.
- Taylor, Charles (1986): »Leibliches Handeln«, in: Alexandre Métraux/Bernhard Waldenfels (Hg.), *Leibhaftige Vernunft. Spuren von Merleau-Pontys Denken*, München: Fink, 194–217.
- Uzarewicz, Michael (2011): *Der Leib und die Grenzen der Gesellschaft. Eine neophänomenologische Soziologie des Transhumanen*, Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Waldenfels, Bernhard (2015): *Sozialität und Alterität. Modi sozialer Erfahrung*, Berlin: Suhrkamp.
- Young, Iris Marion (1993): »Werfen wie ein Mädchen. Eine Phänomenologie weiblichen Körperverhaltens, weiblicher Motilität und Räumlichkeit«, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* (1993/4), 707–723.
- Ziemann, Andreas (Hg.) (2013a): *Offene Ordnung? Philosophie und Soziologie der Situation*, Wiesbaden: Springer VS.
- Ziemann, Andreas (2013b): »Zur Philosophie und Soziologie der Situation – eine Einführung«, in: ders. (Hg.), *Offene Ordnung? Philosophie und Soziologie der Situation*, Wiesbaden: Springer VS, 7–18.

LITERATUR

Ziemann, Andreas (2013c): »Soziologische Strukturlogiken der Situation«, in: ders. (Hg.), *Offene Ordnung? Philosophie und Soziologie der Situation*, Wiesbaden: Springer VS, 105–129.

3. Gefühle als Atmosphären

Atmosphärentheoretische Präzisierungen

Atmosphären waren für die Soziologie lange Zeit kein relevanter Untersuchungsgegenstand, eine soziologische Atmosphärenforschung bis vor Kurzem quasi inexistent. Das darf insofern überraschen, als es im Alltagsleben reihenweise Situationen gibt, die mit dem Ausdruck »Atmosphäre« beschrieben werden. Menschen sagen, dass sie eine angenehme Arbeitsatmosphäre und eine konstruktive Gesprächsatmosphäre schätzen, dass sie sich vor einer unangenehmen Prüfungsatmosphäre fürchten und die steife Atmosphäre auf offiziellen Empfängen verabscheuen, dass sie die gemütliche Atmosphäre in ihrer Wohnung lieben und sich auf die friedliche Atmosphäre »zwischen den Jahren« freuen, dass ihnen an ihrem Stammlokal besonders die coole Atmosphäre gefällt und ihnen die nicht vorhandene Atmosphäre bei »Geisterspielen« im Fußball missfällt. Unzählige weitere alltägliche Atmosphärenbeispiele ließen sich anführen. Dass all diese Atmosphären kulturell und sozial gerahmt sind und als »Hintergrundgefühle« (Slaby 2011) beziehungsweise als »affective background« (Schützeichel 2015: 62) das individuelle Denken und Erleben wie auch das soziale Handeln und Interagieren der Menschen beeinflussen, dürfte unstrittig sein. Allein aus diesem Grund hätten sie längst das soziologische Interesse wecken können oder gar müssen.

Dies wäre aber auch deshalb zu erwarten gewesen, weil Atmosphären beziehungsweise atmosphärenähnliche Phänomene bereits von den Klassikern der Soziologie thematisiert worden waren, wenn auch nur am Rande. Erinnert sei zum Beispiel an Karl Marx' Rede auf der Jahresfeier des »People's Paper« in London am 14. April 1856, in der er von einer »revolutionären Atmosphäre« in Europa sprach, die seiner Ansicht nach allerdings nur von den wenigsten Menschen empfunden werde (Marx/Engels 1961: 3; siehe dazu Anderson 2009: 77f.). Man denke auch an Émile Durkheims Beobachtung, dass Menschen in Situationen »kollektiver Effervescenz« zu Handlungen fähig seien, zu denen jeder Einzelne allein nicht imstande ist (Durkheim 1994: 289; vgl. auch Yilmaz 2018), oder an Georg Simmels Beschreibung des »großstädtischen Seelenlebens« zu Beginn des 20. Jahrhunderts als ein Klima der Nervosität und Distanziertheit (Simmel 2008; siehe dazu Hasse 2003: 183f.). Atmosphärische Zeitdiagnosen dieser Art finden sich ebenfalls in soziologischen Publikationen der Gegenwart. So spricht zum Beispiel Hartmut Rosa davon, dass Atmosphären und Stimmungen wichtige »kontextuelle Faktoren« für gelingende, also resonante Weltbeziehungen seien (Rosa 2016: 633–644), und Andreas Reckwitz geht davon aus, dass in

der Gesellschaft der Singularitäten »räumlichen Atmosphären« (Reckwitz 2017: 61) – etwa die eigene Wohnung (ebd.: 316f.) – ein besonders hoher Stellenwert zukomme.

Ungeachtet der empirischen Allgegenwart von und der thematischen Sensibilität mancher Soziolog:innen für Atmosphären ist eine soziologische Atmosphärenforschung im engen Sinne jedoch immer noch erst am Beginn ihrer Entwicklung. Ein Beleg dafür sind nicht zuletzt das 2017 erschienene Themenheft »Atmosphären« der Zeitschrift *Sociologia Internationalis* und der 2018 veröffentlichte Sammelband »Stimmungen und Atmosphären« (Pfaller/Wiesse 2018), die beide dieses Forschungsdesiderat benennen und die Absicht verfolgen, es zumindest ansatzweise zu beheben.

Der vorliegende Text teilt dieses Anliegen und schlägt hierfür eine *neophänomenologisch fundierte Atmosphärensoziologie* vor. Theoretische Grundlage des Textes ist die Neue Phänomenologie von Hermann Schmitz, insbesondere dessen Atmosphären- und Situationstheorie (vgl. zusammenfassend Schmitz 2005, 2009, 2014, 2016). Schmitz' Neue Phänomenologie bietet sich aus mindestens zwei Gründen für die soziologische Atmosphärenforschung an. Erstens, da »Atmosphäre« kein soziologischer, sondern ein philosophischer Begriff ist (vgl. als Überblick Andermann/Eberlein 2011; Bulka 2015; Griffero 2014; Hauskeller 1995; Julmi 2015: 46–67), tut die Soziologie generell gut daran, sich bei dieser Disziplin zu bedienen, und zwar im Besonderen bei der Phänomenologie,¹ da es sich bei Atmosphären um einen Gegenstand handelt, der primär wahrgenommen und erlebt wird. So sagt zum Beispiel Gernot Böhme: »Der erste Gegenstand der Wahrnehmung ist Atmosphäre oder das Atmosphärische« (Böhme 2001: 45). Schmitz ist nun jener Autor, auf den sich nicht nur Böhme stützt (vgl. auch Böhme 1995, 2006), sondern dessen Phänomenologie gegenwärtig das »Epizentrum« (Albrecht

- 1 Wiesse/Pfaller (2018: 7) zufolge eignet auch die *affect theory* als theoretischer Rahmen für die Analyse von Atmosphären und Stimmungen. Ich bezweifle das zumindest im Hinblick auf Atmosphären. Im Mittelpunkt der *affect theory* beziehungsweise der *affect studies* steht ein Affektbegriff, der die Wechselbeziehungen von Körpern jedweder Art in den Mittelpunkt der Analyse von Sozialität rückt (vgl. von Scheve/Berg 2018; Slaby 2018); Seyfert (2011) spricht in diesem Sinne von »affektiven Interaktionen«. Atmosphären auf affektive Interaktionen zu reduzieren, wird dem Phänomen Atmosphäre jedoch nicht gerecht. Seyfert sieht das selbst, weshalb er den Atmosphärenbegriff als »problematisch« bezeichnet und ihn für soziologisch ungeeignet hält (ebd.: 76ff.). Seine Kritik, das Atmosphärenkonzept enthalte »deterministische Implikationen« (ebd.: 77), stützt sich vor allem auf das Atmosphärenkonzept von Brennan (2004) und hat damit selbst ein problematisches, weil sehr dünnes theoretisches Fundament.

2017: 143) der nationalen und internationalen Atmosphärenforschung² bildet (ebenso Julmi 2017: 191). Das spiegelt sich auch in den wenigen Arbeiten im Bereich der soziologischen Atmosphärenforschung wider, die auf Schmitz' Atmosphärentheorie überwiegend positiv Bezug nehmen (vgl. Albrecht 2017; Engelfried-Rabe 2017; Gugutzer 2015; Julmi 2017, 2018; Schützeichel 2015: 74; Wolf 2015, 2017, 2018), mitunter aber auch in bewusster Abgrenzung davon (vgl. von Stetten 2017).³ Eine entscheidende Stärke der Atmosphärentheorie von Schmitz besteht meines Erachtens darin, dass sie einen präzisen Atmosphärenbegriff anzubieten hat. Gerade bei einem ›diffusen‹, ›schwammigen‹ Gegenstand wie Atmosphären ist dies dringend geboten. Ich sehe es wie Schmitz: »Ich bin nicht der Meinung, dass man über Schwebendes nur schwebend sprechen kann. Deswegen wage ich auch eine Definition« (Schmitz 2014: 11). Nicht nur die Philosophie, wie Schmitz sagt, sondern ebenso die Soziologie verzichtet jedoch in aller Regel auf eine klare Atmosphärendefinition und gebraucht stattdessen Begriffe wie Atmosphäre, Stimmung, kollektive Emotion, emotionales Klima etc. mehr oder weniger sinngleich (für eine Ausnahme siehe Schützeichel 2015).

Ein Beispiel dafür liefert Charlotte Renda, die ungeachtet ihres berechtigten Hinweises auf die Notwendigkeit terminologischer Differenzierungen und trotz ihres korrekten Verweises auf den Unterschied von »mood« und »atmosphere« (anknüpfend an Wellbery 2010: 703) die beiden Begriffe Stimmung und Atmosphäre »synonym« (Renda 2018: 631) verwendet. Eine solche Gleichsetzung verschenkt nicht nur das analytische Erkenntnispotenzial dieser Begriffe, sondern führt mitunter zu verzerrten Interpretationen, wenn zum Beispiel einem Autor wie Schmitz diese Gleichsetzung untergeschoben wird (ebd.: 636ff.), obgleich Schmitz selbst sie ganz und gar nicht vornimmt. Mit »Stimmungen« bezeichnet Schmitz nämlich Gefühle, die bloß »weit« sind; sie bilden die unterste Schicht des dreischichtigen Gefühlsraums, auf der alle anderen (gerichteten und thematischen) Gefühle aufbauen. Die beiden basalen Stimmungen sind nach Schmitz Verzweiflung als das »reine leere Gefühl« (Schmitz 1969: 219) und Zufriedenheit als das »reine erfüllte

- 2 In der internationalen Atmosphärenforschung sind es vor allem die Publikationen von Tonino Griffero, dank derer Schmitz' Atmosphärentheorie einen großen Einfluss erreicht hat (vgl. zum Beispiel Griffero 2014, 2017, 2020).
- 3 von Stetten kritisiert an Schmitz, dass dieser Atmosphären auf »subjektive Empfindungen reduziert« (von Stetten 2017: 253) und der Atmosphärenbegriff insgesamt eine »solipsistische Tendenz« (ebd.: 254) aufweise. von Stetten übersieht dabei jedoch die zentrale Rolle der leiblichen Kommunikation in Schmitz' Atmosphärentheorie, die darin vorgenommene Unterscheidung zwischen individuellen und kollektiven Atmosphären sowie die Einbettung kollektiver Atmosphären in gemeinsame Situationen (s.u., Kap. 3.1 und 3.3).

Gefühl« (ebd.: 244).⁴ Eine »Atmosphäre« ist demgegenüber – kurz gesagt (ausführlich s.u., Kap. 3.1) – die »umfassende Besetzung eines flächenlosen Raumes« im Bereich erlebter Anwesenheit (Schmitz 2014: 19). Stimmung und Atmosphäre bezeichnen also keineswegs identische Phänomene, weshalb es angeraten ist, auch die beiden Begriffe auseinanderzuhalten.

Dass mit diesem Text für eine Atmosphären- und nicht für eine Stimmungssoziologie plädiert wird, hat neben der begrifflichen Unterscheidung, die die Neue Phänomenologie anbietet, auch damit zu tun, dass der Stimmungsbegriff sowohl philosophiegeschichtlich (vgl. Großheim et al. 2014: 25–28) als auch innerhalb der Soziologie (vgl. zum Beispiel Denzin 1980: 251, Fn. 1) deutlich stärker auf das Individuum, die Person, das »Dasein« (Heidegger 2006: 134) bezogen ist als der Atmosphärenbegriff, der eher das Überindividuelle, Gemeinsame, Kollektive betont. Zwar wird in den meisten Arbeiten zu Stimmungen und Atmosphären betont, dass es sich dabei um Phänomene handelt, die sowohl mit dem Einzelnen als auch mit der räumlichen Umgebung oder der sozialen Situation zu tun haben, in denen sich der Einzelne befindet (vgl. Anderson 2009; Fuchs 2013). Doch während Stimmungen auch rein individuell wahrgenommen werden können (vgl. Schützeichel 2015: 76) – man sagt: »ich bin mieser Stimmung« –, werden Atmosphären immer nur als etwas Überindividuelles wahrgenommen, das heißt, als etwas nicht zu mir Gehörendes, aber von mir Erfahrenes – man sagt bezeichnenderweise nicht: »ich bin mieser Atmosphäre«. Aufgrund dieser Transindividualität erweist sich der Atmosphärenbegriff als soziologisch besonders anschlussfähig.

Der zweite Grund, für eine Soziologie der Atmosphären auf Schmitz' Neue Phänomenologie zurückzugreifen, besteht darin, dass Schmitz den Zusammenhang von Atmosphäre und Situation starkmacht. Schmitz' These lautet: Kollektive Atmosphären sind »immer Atmosphären in Situationen« (Schmitz 2014: 56). Eine ähnliche These vertreten auch Gugutzer (2008: 323ff.) und Renda (2018), die sich beide an Goffmans Situationskonzept anlehnen, sowie Julmi (2015: 115ff., 2018) und Großheim et al. (2014: 61ff.), die sich auf die Situationstheorie von Schmitz beziehen und deshalb hier von besonderem Interesse sind. Befasst sich Julmi mit den sozialisatorischen Voraussetzungen gemeinsamer Atmosphärenwahrnehmungen in sozialen Situationen sowie mit der wechselseitigen, über Konventionen und Rituale gestaltkreisartig vermittelten Konstituierung von Atmosphären und Situationen, so setzen sich Großheim et al. mit den typischen Problemen auseinander, die bei der Einbettung von Atmosphären in Situationen auftreten können. Weder Julmi noch Großheim et al. nutzen in ihren Analysen jedoch das differenzierte begriffliche

4 Zur Gefühlstheorie von Schmitz siehe zusammenfassend Gugutzer (2013).

Instrumentarium der Schmitz'schen Situationstheorie, um herauszuarbeiten, wie Atmosphären konkret in Situationen eingebettet sind. Sie folgen damit Schmitz insofern, als dieser seine These der »Aufhängung« von Atmosphären in Situationen selbst eher postuliert denn umfassend ausgeführt hat (vgl. Schmitz 1993: 33–46, 1998: 176–190, 2014: 56–64). Vor diesem Hintergrund besteht ein zentrales Ziel dieses Textes darin, mit Schmitz über Schmitz hinausgehend systematisch darzulegen, *auf welche Weise Atmosphären in Situationen eingebunden sind*. Im Sinne des »methodologischen Situationismus« (Gugutzer 2017: 161f.; s.o. Kap. 2.3.3) der Neophänomenologischen Soziologie (NPS) werden Atmosphären dabei ausgehend von den gemeinsamen Situationen, in die sie eingebettet sind, analysiert. Neophänomenologisch-soziologisch ist der hier vorgelegte Theorieentwurf somit in der Hinsicht, dass in seinem Mittelpunkt – frei nach Goffman – nicht Atmosphären und ihre Situationen stehen, sondern Situationen und ihre Atmosphären.⁵

Das generelle Anliegen dieses Textes ist also theoretischer Art: Ziel ist der Entwurf einer neophänomenologisch fundierten Atmosphärensoziologie, die zugleich die NPS in sozialtheoretischer Absicht um den Atmosphärenbegriff erweitert. Um auch die empirische Evidenz dieses Theorieentwurfs zu untermauern, werde ich die theoretischen Überlegungen an einem konkreten Beispiel ausführen, nämlich am Beispiel des Sports und dessen Atmosphären. Der Fokus auf Atmosphären des Sports erfolgt zum einen deshalb, weil sie in der Atmosphärenforschung häufig gewählte Beispiele sind (allen voran die Stadionatmosphäre), und zum anderen im Alltag des globalen Sportpublikums und der millionenfach Sportaktiven omnipräsent sind, von der soziologischen Sportforschung jedoch mehr oder weniger übersehen wurden (für eine Ausnahme siehe Gugutzer 2015; Meyer/von Wedelstaedt 2018). Weder die nationale noch die internationale Sportsoziologie thematisiert das Phänomen »Atmosphären«. Vor diesem Hintergrund besteht ein weiteres Ziel des vorliegenden Textes darin, die *soziologische Sportforschung für das Thema Atmosphären zu sensibilisieren* und ihr ein gegenstandsangemessenes, begriffliches Analyseinstrumentarium anzubieten.

Der Text ist wie folgt aufgebaut: Ich beginne mit der Einführung des neophänomenologischen Atmosphären- und Situationsbegriffs (Kap. 3.1 und 3.2) und zeige sodann in drei Schritten, wie Atmosphären und Situationen vermittelt beziehungsweise jene in diese integriert sind: Erstens geschieht dies auf einer begrifflichen Ebene (Kap. 3.3), zweitens auf der Grundlage einer Typologie gemeinsamer Situationen, von der

- 5 Goffman hat seine methodologische Grundhaltung in der bekannten Aussage zusammengefasst, dass es seiner Soziologie »nicht um Menschen und ihre Situationen, sondern eher um Situationen und ihre Menschen« gehe (Goffman 1986: 9).

ausgehend eine differenzierte Beschreibung von Atmosphären des Sports erfolgt (Kap. 3.4). Drittens werde ich anhand eines empirischen Fallbeispiels weiterführende Fragen formulieren, um damit das Verständnis des Verhältnisses von Situation und Atmosphäre zu vertiefen (Kap. 3.5). Der Text schließt mit einer Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse und Anmerkungen zur Relevanz der neophänomenologischen Atmosphärensoziologie für die allgemeine Soziologie (Kap. 3.6).

3.1 Der neophänomenologische Atmosphärenbegriff

Schmitz' Definition von Atmosphären lautet wie folgt: »Eine Atmosphäre ist eine ausgedehnte (nicht immer totale) Besetzung eines flächenlosen Raumes im Bereich erlebter Anwesenheit, das heißt dessen, was als anwesend erlebt wird« (Schmitz 2014: 50). Zum Verständnis dieser Definition erläutere ich zunächst kurz die phänomenologische Raumtheorie von Schmitz (vgl. grundlegend Schmitz 1967, zusammenfassend Schmitz 1990: 275–320, 2007a).

Schmitz unterscheidet drei Schichten menschlicher Raumerfahrung: Den »Weitraum«, den »Richtungsraum« und den »Ortsraum«. Der Weitraum ist jener Raum, der als ungegliederte, nicht durch Orte, Punkte und Linien strukturierte Weite erfahren wird, etwa das Weitefeld hinter dem eigenen Rücken oder die grenzenlose Weite beim Blick in den wolkenlosen, blauen Himmel. Grundlage solcher räumlichen Erfahrungen bloßer Weite ist der eigene Leib, der Schmitz zufolge selbst räumlich ist: Der Leib ist eine räumlich-dynamische Struktur mit dem zentralen Gegensatz von spürbarer Enge und spürbarer Weite (vgl. Schmitz 2011: 7–27). Vermittelt wird das Hin und Her von spürbarer Enge und Weite durch leibliche Richtungen, etwa im Blick, der von der Enge des eigenen Leibes nach außen in die Weite zielt (und nicht umgekehrt). Der leibliche Richtungsraum ist zudem für die Ausführung flüssiger, gekonnter Bewegungen verantwortlich wie auch für die Bewegungskoordination zwischen Menschen, die sich beispielsweise in einer dichten Menschenmenge begegnen und aneinander vorbeigehen, ohne aneinanderzustoßen. Als Ortsraum bezeichnet Schmitz schließlich jenen Raum, der der vorherrschenden geometrischen Raumvorstellung entspricht: den dreidimensional ausgebreiteten Raum, der aus relativ zueinander positionierten Körpern an Orten besteht (relativ insofern, als die Richtungen im Ortsraum umkehrbar sind). Die Orientierung im Ortsraum erfolgt entlang von Körpern, die in bestimmten Lagen und Abständen angeordnet sind, wie dies typischerweise beim Erlernen einer Bewegung der Fall ist.

Zwischen Weite- und Richtungsraum einerseits, Ortsraum andererseits gibt es einen wichtigen phänomenologischen Unterschied, der in

Schmitz' Atmosphärendefinition zentral ist: Weite- und Richtungsraum sind »flächenlos«, der Ortsraum ist hingegen »flächenhaft«. Die Fläche markiert also den Übergang vom Weite- und Richtungsraum zum Ortsraum. Denn: »Mit der Fläche beginnt die Entfremdung des Raumes vom Leib. Flächen kann man nicht am eigenen Leibe spüren, sondern nur (freilich auch am eigenen Körper) sehen und tasten« (Schmitz 1990: 284). Körper haben Flächen, und so auch der durch eine Anordnung von Körpern charakterisierte Ortsraum. Flächenlose Räume sind zum Beispiel der Schall, die Stille, das gespürte Wetter oder der entgegenschlagende Wind. Vor allem aber sind Leib und Gefühle flächenlose Räume. Leibliche Regungen wie Hunger, Durst, Schmerz, Begierde, rasender Zorn oder panische Angst haben ein Volumen und sind somit räumlich, aber sie haben keine Flächen (die man teilen könnte); dasselbe gilt für Gefühle wie Liebe, Sorge, Einsamkeit, Zuversicht, Trauer oder Fröhlichkeit.

Vor diesem Hintergrund erschließt sich nun die Atmosphärendefinition von Schmitz: *Atmosphären sind die erlebte Besetzung flächenloser Räume, Leib und Gefühl sind flächenlose Räume, also sind Atmosphären die erlebte Besetzung des flächenlosen Leib- und Gefühlsraums.* Schmitz spricht in diesem Sinne zum einen von »leiblichen Atmosphären« und meint damit ganzheitliche leibliche Regungen (»Lebensgefühle« im Sinne Max Schelers) wie Mattigkeit oder die Tagesform (Schmitz 2014: 33). Zum anderen spricht er von Gefühlen als Atmosphären, »die darauf ausgelegt sind, den Raum erlebter Anwesenheit total zu erfüllen« (ebd.: 33f.; siehe auch Schmitz 2007b), beispielsweise die Wettkampf-angst, die einen komplett lähmt, oder die Wut, die in einem hochkocht angesichts des unberechtigten Elfmeters für den Gegner.

Die genannten Beispiele sind in der Terminologie von Schmitz »private Atmosphären« (Schmitz 2007a: 23), insofern sie vom einzelnen Menschen als räumliche Phänomene erlebt werden, etwa als engend, weitend, ziehend, dicht, hebend oder niederdrückend. Während leibliche Atmosphären immer privat sind – meine Tagesform kann ich mit niemand anderen teilen –, können Gefühle als Atmosphären sowohl privat als auch gemeinsam sein. Die Abstiegssorgen bezüglich meines geliebten Vereins empfinde nicht nur ich, sondern viele andere Fans ebenso. Im Sinne Schmitz' handelt es sich dabei um »überpersönliche« (Schmitz 1969: 98ff.) beziehungsweise »kollektive oder gemeinsame Atmosphären« (Schmitz 2014: 50).

Für die weiteren Ausführungen sind zwei zusätzliche Aspekte der Schmitz'schen Atmosphärentheorie wichtig. Aus phänomenologischer Sicht ist es zentral, zwischen Atmosphären als Gefühl und dem Fühlen der Atmosphäre zu unterscheiden (vgl. Schmitz 1993: 47–56). Mit Gefühl und Fühlen bezeichnet Schmitz die Differenz zwischen dem bloßen »Wahrnehmen« einer Atmosphäre und dem »affektiven Betroffensein«

von diesem Gefühl (ebd.: 48). Ein Mensch, der kein Interesse am Fußball hat und dennoch an einem Fußballspiel live im Stadion teilhat, mag die von den anwesenden Fans als »fantastisch« bezeichnete Atmosphäre zwar wahrnehmen, sie aber nicht empfinden; er registriert zwar die ihn umgebende Atmosphäre, aber sie geht ihm nicht nahe, sie betrifft ihn nicht. Damit ihn diese gefühlshafte Atmosphäre betrifft und zu einer »subjektiven Tatsache« wird, statt eine neutrale beziehungsweise »objektive Tatsache« zu bleiben (Schmitz 1990: 5ff.), muss ihn die Atmosphäre spürbar ergreifen. Der ›Weg‹ von der Atmosphäre als Gefühl zum Fühlen dieses Gefühls verläuft somit über die leiblichen Regungen, die das Gefühl »dem Betroffenen auferlegt« (Schmitz 1993: 49).

Unter ontologischem Gesichtspunkt wiederum ist die Frage nach dem Seins-Ort von Atmosphären relevant: Wo sind Atmosphären: Im Subjekt (Seele, Gehirn) oder im Objekt (Umgebung, Situation)? ›Sitzt‹ die brodelnde Hallenatmosphäre in der Halle oder im Innern der Zuschauer? Und wo ›ist‹ die Hallenatmosphäre, wenn das Spiel vorbei ist? Schmitz zufolge haben gefühlshafte Atmosphären keinen Ort, an den sie gebunden sind. Atmosphären sind weder bloß subjekt- noch bloß objekthaft,⁶ sondern im ontologischen Sinne »Halbdinge« (Schmitz 2016: 227). Halbdinge

»können zwar auftreten, ohne gleich zu ergreifen, aber wenn sie ergreifen, lassen sich Ursache und Einwirkung nicht so unterscheiden wie bei einem Ding, zum Beispiel einem fallenden Stein, der als Ursache verschieden ist von seiner Einwirkung, dem Stoß, mit dem er den Effekt bewirkt. So wie sie auftreten, verschwinden sie auch. In den Zwischenzeiten sind sie so wenig da wie die Stimme eines Menschen, der nicht spricht. Sie kommen spontan oder werden durch einen Anlass geweckt« (Schmitz 2014: 39f.).

Die brodelnde Hallenatmosphäre ist da, weil es einen konkreten Anlass gab (wichtiges, tolles, spannendes Spiel) und sich die Zuschauer auf eine bestimmte Weise verhalten haben (Singen, Klatschen, Rufen); wenn das Spiel aber zu Ende ist, die Zuschauer nach Hause gehen und die Halle sich leert, ist diese Atmosphäre nicht mehr (da).

- 6 Mit Gernot Böhme lässt sich sinnverwandt sagen, dass Atmosphären sowohl einen »Subjektpol« als auch einen »Objektpol« aufweisen und deshalb als »Zwischenphänomene« beziehungsweise als die »Relation« von wahrnehmendem Subjekt und wahrgenommenem Objekt zu verstehen sind (vgl. Böhme 2001: 54f.). Ein wichtiger Unterschied in den Atmosphärenkonzepten von Schmitz und Böhme besteht darin, dass Schmitz die pathische Seite von Atmosphären betont, ihren Widerfahrnischarakter, während Böhme auch die konstruktive Seite, das Herstellen von Atmosphären starkmacht; er nennt das »ästhetische Praxis« (ebd.: 173ff.). Siehe dazu Schmitz' Replik (Schmitz 2003b).

3.2 Der neophänomenologische Situationsbegriff

Die soziologische Atmosphärenforschung kann bei einer phänomenologischen Bestimmung von Atmosphären nicht stehenbleiben, sondern muss das Soziale an Atmosphären nachweisen. Dies soll hier unter Rückgriff auf die Situationstheorie von Schmitz geschehen (s.o. Kap. 2.3). Die These, die ich von Schmitz übernehme, über ihn hinausgehend aber präziser fassen möchte, lautet: »Kollektive oder gemeinsame Atmosphären sind stets an gemeinsame Situationen gebunden [...]« (Schmitz 2014: 50).⁷ Zum genaueren Verständnis dieser Aussage erläutere ich in diesem Abschnitt den neophänomenologischen Situationsbegriff (vgl. dazu Schmitz 1990: 65–79, 1999: 21–31, 2005: 17–61). Wie sich zeigen wird, unterscheidet er sich sowohl vom gängigen soziologischen Situationsverständnis, das in der Tradition Goffmans auf mikrosoziale Kontexte und face-to-face-Interaktionen beschränkt ist, als auch von Situationskonzepten, die kommunikationstechnologisch vermittelte, globale Interaktionen starkmachen, wie zum Beispiel Karin Knorr Cetinas Konzept der »synthetic situation« (Knorr Cetina 2009). Am ehesten weist die Schmitz'sche Situationstheorie noch eine Nähe zum Situationsverständnis von Adele Clark (2012) auf.

Vergleichbar dem Husserl'schen Begriff der »Lebenswelt« ist »Situation« im Schmitz'schen Verständnis ein ontologischer Begriff, konkret das empirisch nicht bestimmbare Fundament menschlichen Erlebens, Handelns, Erwartens, Vorstellens, Wünschens oder Wollens (vgl. Gugutzer 2017: 154). Die Kennzeichnung des ontologischen Grundbegriffs »Situation« erfolgt daher definitorisch. So heißt es bei Schmitz: Eine Situation ist »ein nach außen abgehobenes und in sich zusammenhängendes Ganzes, das zusammengehalten wird durch eine im Innern diffuse (nicht in lauter Einzelnes gegliederte) Bedeutsamkeit, die aus Sachverhalten, Programmen und Problemen besteht [...]« (Schmitz 2003b: 247). Eine Situation ist qua dieser Definition somit durch drei zentrale Merkmale bestimmt: Sie ist erstens ein »zusammenhängendes Ganzes«, das

- 7 Schmitz scheint der Ansicht zu sein, dass lediglich kollektive Atmosphären in Situationen eingebettet sind, nicht jedoch private Atmosphären, also persönliche Gefühle: Es »kommen Atmosphären *ohne* Situationen vor, solange sie *privat* bleiben und nicht gemeinsam sind« (Schmitz 2014: 55; meine Hervorhebung). Ich teile diese Ansicht nicht und stütze mich dabei auf Schmitz' eigenes Situationskonzept, das – wie ich gleich zeigen werde – neben gemeinsamen auch die »persönliche Situation« kennt, womit im Engeren die Biografie und Persönlichkeit eines Menschen gemeint ist (vgl. Schmitz 1990: 75–79). In Schmitz' Terminologie gesprochen gehe ich davon aus, dass die Wahrnehmungs- und Resonanzfähigkeit, die Bewertung wie auch der Umgang mit privaten Atmosphären untrennbar mit der persönlichen Situation verknüpft sind.

gegenüber anderen Situationen abgeschlossen ist. Diese Abgeschlossenheit basiert zweitens darauf, dass die Situation eine eigene »Bedeutsamkeit« – man könnte auch sagen, eine »spezifische Sinnstruktur« (Großheim et al. 2014: 39) – hat. Für jede Situation ist etwas bedeutsam, durch das sie sich von anderen Situationen abhebt. Das Bedeutsame einer Situation ist dabei mindestens durch Sachverhalte, also Tatbestände, und Programme charakterisiert. Ein Programm ist eine »Richtlinie für die Eigenführung« (Schmitz 2012: 11), etwa Werte, Normen, Regeln, Zwecke, Konventionen, Hoffnungen oder Wünsche, durch die das eigene Handeln geleitet wird.⁸ Zudem gehören zu einer Situation häufig auch typische Probleme, also Schwierigkeiten aller Art, Sorgen, Nöte oder »Komplexe« (vgl. Großheim 2010: 55f.). Drittens ist das Bedeutsame einer Situation »im Innern diffus«. Damit ist gemeint, dass die einzelnen Elemente, die eine Situation ausmachen (also mindestens die sie kennzeichnenden Sachverhalte, Programme und Probleme), gerade nicht einzeln sind, sondern in einer »chaotischen Mannigfaltigkeit« (Schmitz 2003a: 91) ineinander verwoben sind. Was alles zu einer Situation gehört, ist nie vollkommen eindeutig bestimmbar, dennoch können und werden von den Menschen in der Regel einzelne Sachverhalte, Programme oder Probleme herausgeholt und miteinander kombiniert, wodurch die Situation zu einer Konstellation wird, einem Netzwerk einzelner Elemente (vgl. Schmitz 2005: 27ff.). An einem Beispiel sei dieses neophänomenologische Situationsverständnis illustriert.

Ein Tennisspiel ist eine ganzheitliche, von anderen Spiel- und sonstigen Sportarten eindeutig abgrenzbare Situation, da es charakteristische Sachverhalte aufweist wie zwei (oder vier) Menschen, die mit einem Schläger einen kleinen Filzball über ein Netz schlagen, ebenso Programme wie die spezifischen Spielregeln, Verhaltensnormen und Konventionen (zum Beispiel weiße Spielkleidung) oder den Wunsch der Spieler:innen, dass das Match nicht im Tie-Break enden möge. Eventuell weist es auch Probleme auf wie den starken Wind, der das Spielen im Freien erschwert. Was für das je konkrete Tennisspiel alles bedeutsam ist, wodurch es sich also von anderen Tennisspielen abhebt (und erst recht von anderen Spielen), kommt dadurch zum Vorschein, dass aus der binnendiffusen Bedeutsamkeit einzelne Elemente (Sachverhalte, Programme, Probleme) sprachlich expliziert werden, etwa der Sachverhalt »Ergebnis«: Dieses Spiel ging 6:4, 6:4 aus, jenes 7:5, 6:0.

Wie dieses Beispiel zeigt, ist »Situation« nicht nur ein ontologischer Begriff, vielmehr sind Situationen ebenso empirische Phänomene – so wie ja auch die »Lebenswelt« nicht nur ein sozialontologischer Begriff ist, sondern ebenso ein empirisches Phänomen. Im Vergleich mit dem

8 Schmitz fasst die verschiedenen Programme einer Situation mit dem Ausdruck »Nomos« zusammen (Schmitz 2012: 13).

Lebensweltbegriff erweist sich der Situationsbegriff jedoch als die präzisere analytische Kategorie, »weil er kleinere Analyseeinheiten in den Blick bekommt. Für die empirische Wirklichkeit ist nämlich kennzeichnend, dass die Lebenswelt ›ein Geflecht ineinander verschachtelter und einander durchkreuzender Situationen‹ (Schmitz 2005: 26) ist« (Gugutzer 2017: 155). Dass und auf welche Weise Situationen ineinander verschachtelt sind, erschließt sich vor dem Hintergrund der Situationstypologie von Schmitz, die vier binäre Situationsdimensionen umfasst: Situationen können »persönlich« oder »gemeinsam«, »aktuell« oder »zuständlich«, »impressiv« oder »segmentiert« sowie »implantierend« oder »includierend« sein (Schmitz 1999: 22ff.; vgl. auch Großheim et al. 2014: 54ff.; Gugutzer 2017: 156f.). Mit Blick auf das Tennisspiel heißt das zum Beispiel folgendes.

Ein Tennisspiel ist eine gemeinsame Situation, an der zwei oder vier Spieler:innen mit je eigenen persönlichen Situationen (ihren Biografien, persönlichen Eigenschaften etc.) teilhaben. Für den einen ist Tennis dabei eine implantierende Situation, da er in eine Tennisfamilie hineingewachsen ist und deshalb vom Tennis sein Leben lang nicht loskommt, während es für die andere bloß eine includierende Situation ist, beispielsweise die temporäre Mitgliedschaft im Tennisverein des neuen Wohnorts. Ein konkretes Tennisspiel ist eine aktuelle Situation in dem Sinne, dass sein Verlauf von Augenblick zu Augenblick verfolgt werden kann. Im Unterschied dazu ist die Sportart Tennis eine gemeinsam-zuständliche Situation, da der Wandel des Tennissports nur über größere Zeitabschnitte sinnvoll beobachtbar ist. Ein Tennisspiel kennt des Weiteren eine Vielzahl impressiver Situationen, das heißt, »vielsagende Eindrücke« (Schmitz 2003b: 248), in denen das für diese Situation Bedeutsame augenblickshaft zum Vorschein kommt, etwa der Aufschlag, Return oder Volley. Der Tennissport ›als solcher‹, das heißt mit seiner ganzen Geschichte, seinen Institutionen, Konventionen, Regeln etc., kommt hingegen nie in einem Augenblick vollständig zum Vorschein, sondern immer nur ausschnitthaft – etwa in der jährlichen Neuauflage der traditionsreichen »Lawn Tennis Championships« in Wimbledon – und ist in diesem Sinne eine segmentierte Situation.

Dieses Beispiel verdeutlicht, dass der neophänomenologische Situationsbegriff eine differenzierte und systematische Beschreibung von sozialen (hier als »gemeinsam« bezeichneten) Situationen erlaubt, die nicht auf Interaktionen unter Anwesenden beschränkt ist. Es scheint mir gleichwohl sinnvoll, diesen vier Situationsdimensionen eine fünfte hinzuzufügen. Die Situationstypologie von Schmitz weist nämlich einen zeitlichen Bias auf, weshalb es mindestens für soziologische Situationsanalysen angeraten ist, sie um eine räumliche Dimension zu erweitern. In der Dimension aktuell/zuständlich ist die Zeitlichkeit offensichtlich, aber auch die Dimensionen impressiv/segmentiert und implantierend/

inkludierend weisen eine zeitliche Tendenz auf: Impressive Situationen sind solche, in denen sich das Bedeutsame der Situation »mit einem Schlage« (Schmitz 2003a: 91) zeigt, also in einem kurzen zeitlichen Moment. Implantierende Situationen wiederum sind Situationen, in denen der Einzelne so tief verwurzelt ist, dass er sich gar nicht oder nur sehr schwer aus ihr herauslösen kann (Muttersprache, Klassenzugehörigkeit); eine solche Verwurzelung bedarf eines langen zeitlichen Prozesses. Vor dem Hintergrund dieses zeitlichen Bias' schlage ich eine räumliche (in der Terminologie von Schmitz: ortsräumliche) Situationsdimension mit den Ausprägungen *ortsgebunden/ortsungebunden* vor. Ein Tennisspiel ist ortsgebunden, die Sportart Tennis ortsungebunden. (Nähere Ausführungen dazu in Kap. 3.4.)

3.3 Zur begrifflichen Vermittlung von Situation und Atmosphäre

Die zentrale These des Textes lautet, dass Atmosphären in Situationen eingebettet sind, die zentrale Frage, *wie* sie das sind. Ich werde diese Frage, wie einleitend erwähnt, in drei Schritten beantworten und auf einer begrifflichen Ebene beginnen.

Nach Schmitz erfolgt die Vermittlung zwischen kollektiven Situationen und Atmosphären im Medium »leiblicher Kommunikation« (Schmitz 2003b: 252–256). Unter leiblicher Kommunikation versteht Schmitz das Aufeinanderbezogensein von einem leiblichen Wesen mit einem anderen leiblichen Wesen oder einem nichtleiblichen Anderen (vgl. Schmitz 1990: 135–151). Leibliche Kommunikation findet statt, wenn ein Leibwesen (Mensch, Tier) von Jemanden (Mensch, Tier) oder Etwas (Dingen, Pflanzen, Elementen, Räumen etc.) außerhalb seiner selbst affiziert wird und durch dieses Affiziertsein in seinem Verhalten oder Handeln maßgeblich beeinflusst wird. Als bedeutendste Medien beziehungsweise »Brücken« leiblicher Kommunikation nennt Schmitz zum einen »Bewegungssuggestionen« wie den sicht- oder hörbaren Rhythmus oder Gestaltverläufe, zum anderen »synästhetische Charaktere«, also intermodale Qualitäten wie warm, kalt, weich, hart, leicht, schwer, hell, dunkel (vgl. Schmitz 2005: 168–184). Schmitz zufolge sind es gerade diese Brücken leiblicher Kommunikation, die zwischen Situation und Atmosphäre vermitteln. Man denke beispielsweise an den Unterschied zwischen einem Fußballspiel, das bei Tageslicht oder aber abends unter Fluchtlicht ausgetragen wird oder an eine La Ola im vollbesetzten Stadion. Im ersten Fall sind es die synästhetischen Charaktere hell/dunkel, im zweiten Fall die Bewegungssuggestion der Welle, die in dieser Situation eine bestimmte Atmosphäre hervorbringen.

Mit Schmitz, aber über Schmitz hinaus, gehe ich davon aus, dass eine kollektive Atmosphäre keineswegs allein von der leiblichen Kommunikation zwischen dieser und der Situation, in die die Atmosphäre eingebunden ist, abhängt, sondern ganz entscheidend von den einzelnen Elementen der gemeinsamen Situation. Dies ist die soziologische Fortführung des neophänomenologischen Situationsverständnisses: Es sind wesentlich die *Sachverhalte, Programme und etwaigen Probleme der gemeinsamen Situation, die für die Entstehung, Ausprägung, Wahrnehmung, Dauer und den Wandel der kollektiven Atmosphäre verantwortlich* sind. Schmitz selbst betont zwar entschieden, dass kollektive Atmosphären immer in gemeinsamen Situationen eingebettet sind, setzt sich allerdings nicht dezidiert mit der Frage auseinander, auf welche Weise dies geschieht, das heißt, in welchem Verhältnis eine konkrete Atmosphäre zu den Sachverhalten, Programmen und Problemen der Situation(en) steht, deren Teil sie ist.

Inwiefern Atmosphären von den sie rahmenden Situationen bedingt sind, sei exemplarisch anhand des folgenden Zitats verdeutlicht. Es stammt aus einem Interview mit dem ehemaligen Fußballprofi Dietmar Hamann, das dieser der Süddeutschen Zeitung (SZ) wenige Tage vor dem Achtelfinalrückspiel zwischen dem FC Bayern München und dem FC Liverpool in der Champions League-Saison 2018/2019 gegeben hatte:

»Die Atmosphäre in England hat sich geändert. Da hat sich ein Fußballtourismus entwickelt, weil sich viele heimische Fans den Stadionbesuch nicht mehr leisten können. Heute kommen Leute aus der ganzen Welt, die astronomische Ticketpreise bezahlen. Vor 20 Jahren wurde aus 45000 vollen Kehlen gesungen. Jetzt sind zum Teil Leute im Stadion, die den Liedtext gar nicht kennen und lieber bei der Hymne [gemeint ist die Liverpool-Hymne *You'll never walk alone*; R.G.] ein Handyvideo drehen. Ja, stimmt, die Stimmung beim 0:0 in Liverpool war ganz, ganz komisch. // SZ: Warum? // Sicher auch wegen der Erwartungshaltung der Fans: Liverpool war 2018 im Champions-League-Finale, die Bayern hatten diese Saison Probleme – also dachten viele: Denen schenken wir zwei, drei Tore ein! [...] Aber wenn's nicht so läuft, wie erhofft, wird es in englischen Stadien sehr schnell ruhiger. Das Publikum ist fachkundig, die haben gesehen: Oha, die Bayern sind ja doch ein ebenbürtiger Gegner – davor hatten sie Respekt« (Hamann 2019: 23).

Hamann beschreibt in dem Zitat den Wandel einer zuständlichen Atmosphäre (im Stadion an der Anfield Road herrscht seit Jahrzehnten eine tolle Atmosphäre), wie er sich in einer aktuellen Situation zeigte: Im Achtelfinalhinspiel zwischen Liverpool und Bayern München herrschte eine »komische«, weil ungewöhnlich ruhige Stimmung. Als dafür relevante Faktoren nennt Hamann *Sachverhalte* wie die »astronomischen

Ticketpreise«, die sich die »heimischen Fans« nicht mehr leisten können, den damit zusammenhängenden »Fußballtourismus«, der zur Folge hat, dass im Stadion immer mehr fachunkundige Zuschauer sitzen, die nicht die vereinseigene »Hymne« mitsingen können, sowie die »Erwartungshaltung der Fans« aus Liverpool, dass ihre Mannschaft dem Gegner »zwei, drei Tore ein(schenken)« werde. Diese Erwartung wurde enttäuscht, weil das *Problem* auftrat, dass die Bayern »ein ebenbürtiger Gegner« waren und das Spiel nicht *programmgemäß*, nämlich »wie erhofft«, verlief. Obwohl die Fans bis Spielbeginn ihre ritualisierte »ästhetische Arbeit« (Böhme 1995: 35) verrichtet beziehungsweise ihre ritualisierten »Eindruckstechniken« (Schmitz 2003b: 256)⁹ wie Choreografien, Gesänge etc. angewandt hatten, stellte sich die erwünschte kollektive Atmosphäre nicht ein.

Verallgemeinert verdeutlicht das Beispiel, dass die Herstellung einer kollektiven Atmosphäre zwar vorbereitet werden kann, aber ob sie sich wirklich zeigt, ist nicht gesagt – das hängt von den Sachverhalten, Programmen und etwaigen Problemen der gemeinsamen Situation ab. Aus Sicht der NPS und ihres methodologischen Situationismus⁹ gilt es dem entsprechend, *ausgehend* von der gemeinsamen Situation kollektive Atmosphären zu analysieren.

3.4 Situationstypen und Atmosphären des Sports

Für eine genauere Darlegung der Möglichkeit, Atmosphären ausgehend von Situationen zu beschreiben, soll nun in einem zweiten Schritt eine Typologie von Situationen vorgestellt werden. Die Typologie dient zum einen dazu, das Konzept »Situation« zu differenzieren und damit zu verdeutlichen, dass Situationen sehr unterschiedlicher Art sein können. Zum Zweiten fungiert die Typologie als analytisches Instrumentarium für eine differenzierte Beschreibung von Atmosphären des Sports. Dass Atmosphären »durch die Brille« der Situation »gelesen« werden, heißt konkret, dass sie mit Hilfe der für die Situation charakteristischen Sachverhalte, Programme und Probleme identifiziert, beschrieben, analysiert, interpretiert werden. Durch diese Perspektivierung unterscheidet sich die neophänomenologische Atmosphärensoziologie von einer rein phänomenologischen Atmosphärentypologie, wie sie zum Beispiel Julmi vorgelegt hat (vgl. Julmi 2015: 208–217). Denn während Julmi seine vier Idealtypen von Atmosphären auf der

9 Situationstheoretisch formuliert sind »Eindruckstechniken« Techniken der Herstellung impressiver Situationen. Sie sind verwandt, aber nicht identisch mit Goffmans »Techniken der Eindrucksmanipulation« (Goffman 1983: 189).

Grundlage der phänomenologischen Kategorien »Enge/Weite« und »Lust/Unlust« entwirft¹⁰ und damit den situativen Kontext von Atmosphären außer Acht lässt, geht die neophänomenologisch-soziologische Atmosphärenanalyse davon aus, dass es situationsunabhängige Atmosphären nicht gibt.

Die theoretische Konstruktion der Situationstypen erfolgt mit Hilfe der in Kap. 3.2 erläuterten neophänomenologischen Situationsdimensionen. Von den dort genannten fünf Situationsdimensionen wähle ich drei (aktuell/zuständlich, impressiv/segmentiert, ortsgebunden/ortsungebunden) und kombiniere sie miteinander. Im Ergebnis führt dies zu einer *Vier-Felder-Typologie von Situationsatmosphären des Sports* (siehe Abb. 3).

<i>Situationsdimensionen</i>	<i>impressiv</i>	<i>segmentiert</i>
<i>aktuell</i>	(1) aktuell-impressiv-ortsgebundene Situationsatmosphäre Stadionatmosphäre »Tor liegt in der Luft«	(2) aktuell-segmentiert-ortsungebundene Situationsatmosphäre Momentum »einen Lauf haben«
<i>zuständlich</i>	(3) zuständlich-impressiv-ortsgebundene Situationsatmosphäre Heimvorteil »Wohnzimmer«	(4) zuständlich-segmentiert-ortsungebundene Situationsatmosphäre Klima der Angst Misstrauensklima
<i>Situationsdimensionen</i>	<i>ortsgebunden</i>	<i>ortsungebunden</i>

Abbildung 3: Typen von Situationsatmosphären des Sports

Hierzu lässt sich kritisch anmerken, dass die Auswahl der Situationsdimensionen selektiv und ihre Kombination zwar logisch, im strengen Sinne aber willkürlich sei, was impliziert, dass auch andere Situationstypen hätten gebildet werden können. Logisch-kombinatorisch gibt es zum Beispiel auch aktuell-impressiv-ortsunabhängige oder aktuell-segmentiert-ortsgebundene Situationsatmosphären. Aus empirischer Sicht dürften aktuell-impressiv-ortsunabhängige Situationsatmosphären jedoch vermutlich inexistent sein, da sich der vielsagende Eindruck immer in einer je gegebenen ortsräumlichen Situation zeigt, wohingegen

10 Aus der Kombination der vier Ausprägungen der beiden Dimensionen Enge und Lust gewinnt Julmi die vier idealtypischen Atmosphären »einladend-engend«, »einladend-weitend«, »ausladend-engend« und »ausladend-weitend« (Julmi 2015: 207).

aktuell-segmentiert-ortsabhängige Situationsatmosphären sehr wohl vorstellbar sind. Die Typologie ließe sich also erweitern, wie dies auch durch die Integration der in der Typologie nicht berücksichtigten Situationsdimensionen »implantierend/includierend« möglich wäre. Dass hier auf eine Vervollständigung der Typologie verzichtet wurde, hat erstens den pragmatischen Grund, dass der zur Verfügung stehende Platz nicht ausreichend ist; zweitens haben die vorzustellenden vier Situationstypen eine ausreichend hohe empirische Evidenz, um intersubjektiv nachvollziehbar das zentrale Anliegen dieses Textes zu realisieren – den Nachweis, auf welche Weise Atmosphären in Situationen eingebunden sind.

(1) *Aktuell-impressiv-ortsgebundene Situationsatmosphären.* Die Atmosphären dieses Typs stehen im Mittelpunkt sowohl der sportwissenschaftlichen Atmosphärenforschung als auch der medialen Sportberichterstattung sowie des Interesses der Sportaktiven und Sportkonsumenten. Es sind dies Atmosphären, die an einen konkreten Ort – Stadion, Halle, Laufbahn, Fußballplatz, Skipiste, Kletterwand, Kabine etc. – gebunden sind und als eindrucksvolle, überindividuelle Ereignisse von Augenblick zu Augenblick erlebt werden. Eindrucksvoll sind die Atmosphären in der voll besetzten Basketballarena, auf dem sandig weichen und sonnenwarmen Beach-Volleyball-Platz oder beim Public Viewing auf einem Marktplatz nicht in dem wertenden Sinne von »spektakulär«, sondern in dem phänomenologischen Sinne einer chaotisch-mannigfaltigen, leiblich-affektiven Wahrnehmung. Die mitreißende »südeuropäische« Atmosphäre in der Arena ist eine ganzheitliche Situation voller Impressionen, die typischerweise mit ritualisierten Eindruckstechniken herzustellen versucht wird. Die Atmosphärenproduktion gelingt, wenn die Programme der impressiven Situation (zum Beispiel der leiblich-affektive Appell, beim rhythmischen Klatschen mitzumachen) die Situationsteilnehmer:innen mittels leiblicher Kommunikation ad hoc zu einem Gesamtleib zusammenschweißen. Der Nomos der Situation lenkt in diesem Fall die Zuwendung des vitalen Antriebs der Zuschauer:innen, woraus ihr kollektives Verhalten und Empfinden resultiert. Letztlich aber ist das Entstehen einer bestimmten Situationsatmosphäre nicht planbar, weil immer irgendwelche Probleme (schlechtes Wetter, überlegener Gegner) auftreten können, die dem Nomos der Situation – etwa dem kollektiven Wunsch »die Hütte soll brennen« – einen Strich durch die Rechnung machen.

Eine im Sport regelmäßig wiederkehrende, insbesondere durch problematische Situationen hervorgerufene Situationsatmosphäre ist das, was umgangssprachlich als »die Stimmung kippt« bezeichnet wird. Ein typischer Grund für das Kippen der Stimmung (hier im Sinne von Atmosphäre) ist, dass explizite oder unwillkürliche Erwartungen enttäuscht werden, ein anderer, dass Normen verletzt werden. Wenn der Underdog wider Erwarten gegen den Favoriten in Führung liegt, kann die zunächst verhaltene kollektive Atmosphäre urplötzlich in eine begeisterte

Stadionatmosphäre umschlagen. Ebenso mögen spielimmanente Normverstöße in Form von zum Beispiel wiederkehrenden »bösen« Fouls dazu führen, dass aus einer freundlichen eine feindselige Atmosphäre unter den Zuschauern erwächst.

Neben solchen gut und von jedermann wahrnehmbaren aktuell-impressiven Situationsatmosphären kennt der Sport auch eine Vielzahl weniger offensichtlicher Situationsatmosphären, für deren Wahrnehmung es eines kompetenten Gespürs bedarf. Das Tor, das »in der Luft liegt«, ist eine solche situations- und ortsgebundene Atmosphäre, die nur wahrnimmt, wer mit der Bedeutsamkeit der Situation vertraut ist. Die Atmosphärenwahrnehmung besteht hier im »Ahnen, Spüren, Wittern« (Uzarewicz 2011: 209–217), und dazu ist nur in der Lage, wer die Sachverhalte, Programme und (potenziellen) Probleme der zuständigen Situation »Fußball« kennt, sodass er oder sie den von Augenblick zu Augenblick sich zuspitzenden Verlauf der aktuellen Spielsituation »lesen« kann, was heißt, von der darin eingebetteten, leiblich engenden (»zugespitzten«) Atmosphäre gefangengenommen werden kann.¹¹ Die Differenz zwischen Laien- und Expertenpublikum erweist sich dann als eine Differenz in der Kompetenz »atmosphärischen Verstehens« (Gugutzer 2012: 80).

(2) *Aktuell-segmentiert-ortsungebundene Situationsatmosphären.* Im Unterschied zu den aktuell-impressiven kommen die aktuell-segmentierten Gemeinschaftsatmosphären des Sports nicht »auf einen Schlag« zum Vorschein, sondern zeitweise.¹² Ihr zeitlicher Verlauf ist beobachtbar, selbst wenn er sich über den Zeitraum eines einzelnen Rennens oder Spiels hinaus erstreckt. Ist Letzteres der Fall, erweist sich die aktuell-segmentierte Situationsatmosphäre als ortsunabhängig. Ein Beispiel für diesen Atmosphärentypus ist das so genannte »Momentum«¹³ oder der »Lauf«, den eine Mannschaft hat. Das Momentum kann innerhalb eines Spiels entstehen, wenn sich die Mannschaft »in einen Rausch

11 Ganz ähnlich, allerdings stärker handlungsorientiert, meint Schmitz: »Man muss in ganzheitliche Situationen eingeweiht sein, um, ihrem Programmgehalt (Nomos) folgend, körperlich handeln zu können« (Schmitz 2017: 131).

12 Schmitz nennt als Beispiele für aktuell-segmentierte Situationen »Gespräche, mit einer nur fragmentarisch durchblitzenden integrierenden, binnendiffusen Bedeutsamkeit; Probleme, an denen jemand ratlos grübelt [...]« (Schmitz 2003a: 92).

13 Das Momentum im Sport ist ein gut untersuchtes Phänomen in der Sportwissenschaft, besonders in der Sportpsychologie; vgl. Crust/Nesti (2006), Jones/Harwood (2008), Larsen/Henriksen (2015), Markman/Guenther (2007), Taylor/Demick (1994). Das Momentum wird hier durchgängig als »psychologisches Momentum« verstanden und daher in die Innenwelt der Akteure, deren Psyche, verlegt, während es in diesem Beitrag in die Zwischenwelt platziert wird, eben in die gemeinsame Situation, in die es als kollektive Atmosphäre eingebettet ist.

hineinspielt«, es kann sich aber eben auch über mehrere Spieltage hinweg erstrecken: Es ist dann segmentiert (eingebettet in einen Zeitraum von zum Beispiel mehreren Wochen) und zeigt sich je aktuell an den einzelnen Spieltagen. Wenn sich das Momentum zeigt, verdichtet sich die segmentierte zu einer impressiven Situation.¹⁴

Das über den Spieltag hinausreichende Momentum ist eine ortsunabhängige Atmosphäre, die den flächenlosen Zeitraum so besetzt, dass das Handeln der davon ergriffenen »Patheure« (Hasse 2010: 70; Gugutzer 2017: 150) auf eine positive oder negative Weise maßgeblich beeinflusst wird. In der positiven Variante ergreift diese Atmosphäre die Patheure leiblich-affektiv auf eine Art, die sich leicht anfühlt, mitunter federleicht, als würde man fliegen. Es ist ein Zeitraum, in dem auf einmal alles gelingt, es »wie geschmiert läuft«, also reibungsfrei, glatt, alles Widerständige und Hemmende scheint verschwunden. Damit sich dieses atmosphärische Gefühl einstellt, bedarf es wiederholter Gelingensmomente – ein einmaliger Drei-Punkte-Wurf reicht nicht hin, ein singulärer Sieg ebenfalls nicht. Im Falle wiederholter Gelingensmomente resultiert daraus eine Atmosphäre des Vertrauens, konkret: des Selbst-Vertrauens der Akteure. Das Selbst-Vertrauen ist eine so machtvolle Atmosphäre, dass es die von ihr Ergriffenen auf einer Welle des Erfolgs trägt. Aber: Das Momentum ist von endlicher Dauer, weil ein Halbding, das kommt und dann in seinem Erscheinen beobachtbar ist, das aber auch wieder geht, und wo es in der Zwischenzeit ist, bleibt rätselhaft – manch Trainer:in ist daran schon verzweifelt.

Teams, die das Momentum auf ihrer Seite haben und von Sieg zu Sieg eilen, würden es gern festhalten und versuchen daher, die einzelnen Faktoren ihrer Erfolgssituation zu identifizieren. Dieses konstellationistische Vorgehen ist verständlich, jedoch letztlich zum Scheitern verurteilt, weil das Momentum Teil einer ganzheitlichen, binnendiffusen Situation ist. Aus der chaotisch-mannigfaltigen Situation, in die diese Atmosphäre zeitweise integriert ist, lassen sich nie alle für ihr Erscheinen relevanten Einzelheiten und insbesondere deren Zusammenspiel explizieren. Daher kann in letzter Konsequenz nicht willentlich etwas für das Momentum getan werden. Das Momentum ist eine machtvolle Atmosphäre, deren Aufblitzen erstaunt oder erschrocken wahrgenommen wird, aber es bleibt ein Widerfahrnis, das gerade deshalb fasziniert.

(3) *Zuständlich-impressiv-ortsgebundene Situationsatmosphären.* Atmosphären dieses Typs sind in gemeinsame Situationen eingebettet, die sich dadurch auszeichnen, dass sie über eine lange Zeit hinweg andauern und dabei regelmäßig wiederkehrend, aber nur temporär, mit

¹⁴ Schmitz nennt die Verdichtung einer segmentierten zu einer impressiven Situation in Anlehnung an Heidegger »Plakat-Situation« (Schmitz 1999: 25, 2003a: 92).

gefühlshaften Eindrücken verbunden sind.¹⁵ Von den aktuell-segmentierten unterscheiden sich die zuständlich-impessiven Situationsatmosphären darin, dass ihr zeitlicher Verlauf nicht oder zumindest nicht so minutiös beobachtbar ist (anders als der Lauf, den ein Team über mehrere Spieltage hinweg hat), eben weil sie ein dauerhafter Zustand sind und kein kurzzeitiger Prozess. Hinzu kommt, dass die zuständlich-impessiven Situationen im Sport typischerweise ortsgebunden sind, während die aktuell-segmentierten Situationen an keinen bestimmten Ort gebunden sein müssen. Ein typisches Beispiel für eine zuständlich-impessiv-ortsgebundene Situationsatmosphäre des Sports ist der so genannte »Heimvorteil«.

»Ein absoluter Heimvorteil liegt vor, wenn die Wahrscheinlichkeit, unter heimischen Bedingungen zu siegen, größer ist als 50 %. Von einem relativen Heimvorteil kann dann gesprochen werden, wenn die Wahrscheinlichkeit, ein Heimspiel zu gewinnen, größer ist, als es zu verlieren« (Schlicht/Strauß 2003: 160). Über die Gründe für den Heimvorteil herrscht in der sportwissenschaftlichen Forschung Uneinigkeit (Reisestrupazen der Auswärtsmannschaft, Vertrautheit der Heimmannschaft mit der Sportstätte, Unterstützung durch Zuschauer:innen, Beeinflussbarkeit des Schiedsrichters etc.), gelegentlich wird seine Existenz auch statistisch angezweifelt.¹⁶ Als *Idee* ist der Heimvorteil gleichwohl ein fest verankerter, programmatischer Bestandteil der zuständlichen Situation Sport, das heißt, eine unbewusste Richtlinie für das Verhalten der Akteure: Für die Heimmannschaften typischerweise der Wunsch, das Heimspiel möge ein Vorteil sein, für die Auswärtsmannschaft oftmals die Befürchtung, der Sachverhalt Auswärtsspiel könnte ein Nachteil sein; beides kann in der aktuellen Situation verhaltenssteuernd wirken.

Der Glaube an den Heimvorteil ist ein Verhaltensprogramm, dessen Wirkmacht primär daraus resultiert, dass es atmosphärisch aufgeladen ist. Grund dafür sind die heimischen Bedingungen, die für den Heimvorteil konstitutiv sind, denn »heimisch« bedeutet bekannt, vertraut, gewohnt und meint damit etwas Gefühlshaftes. Die vorteilhaften heimischen Bedingungen im Einzelnen zu identifizieren, ist schwierig oder gar unmöglich, die daraus resultierende binnendiffuse, atmosphärische Gesamtsituation ist gleichwohl wahrnehmbar. Dass es hierbei Unterschiede gibt, die beispielsweise mit der Spielstärke der beiden Teams oder dem Standardisierungsgrad der Spielstätten (der in den unteren Amateurligen geringer

15 Als Beispiele für zuständlich-impessive Situationen nennt Schmitz »das ›Bild‹, das man sich von einem Menschen macht, den man gut zu kennen glaubt; der typische oder individuelle Charakter eines Dinges, der sich im Wechsel seiner Gesichter durchhält [...]« (Schmitz 2003a: 92).

16 Vgl. zum Heimvorteil in der sportpsychologischen Forschung zum Beispiel Courneya/Carron (1992), Goumas (2013), Leite/Pollard (2018), Memmert/Raabe (2017), Pollard (2006), Staufenbiel et al. (2015).

ist als im professionellen Sport) zu tun haben, ist selbstverständlich. Der Sachverhalt, dass der Heimvorteil als zuständlich-impressive Situation eine atmosphärische Färbung aufweist, bleibt davon jedoch unberührt.

Ortsgebunden ist diese Atmosphäre dabei sowohl in dem allgemeinen Sinne, dass sie zu irgendeinem Heim gehört, als auch in einem konkreten Sinne, in dem zum Beispiel Boris Becker vom *Center Court* in Wimbledon immer wieder als seinem »Wohnzimmer« sprach. Wimbledon wurde für Becker zu *seinem* Wohnzimmer, nachdem er dort als 17-Jähriger das Turnier gewann und auch in den Folgejahren sehr erfolgreich war, erfolgreicher als bei jedem anderen Grand Slam-Turnier. Aufgrund dieser wiederholten aktuellen Situationen, die mit vielen positiven Gefühlen besetzt waren, erwuchs daraus eine zuständliche Situation, in der Becker sich heimisch fühlte (und sich womöglich noch heute heimisch fühlt) – eben *sein* Wohnzimmer. Mit Schmitz gesprochen fühlt sich ein Wohnzimmer – wie insgesamt die private Wohnung – deshalb heimisch an, weil man sich dort frei bewegen und entfalten kann.¹⁷ Auf den Heimvorteil im Sport übertragen, darf das wörtlich genommen werden: Der Heimvorteil ist ein ortsgebundener, mit einer wohnzimmerähnlichen atmosphärischen Qualität besetzter Raum, der sich in einer freien Entfaltung der Bewegungen, Spielzüge, Tricks und Kombinationen niederschlägt. Korrespondierend dazu zeigt sich der Auswärtsnachteil für die involvierten Patheure typischerweise darin, dass sie von der Atmosphäre dieser Situation in ihren Bewegungen, Spielzügen etc. negativ beeinflusst werden.

(4) *Zuständlich-segmentiert-ortsungebundene Situationsatmosphären.* Bei diesem Atmosphärentyp handelt es sich um die dauerhafte, zumeist latente Präsenz eines überindividuellen Gefühls, das an keine spezifische räumliche Umgebung gebunden ist. Als eine Art »Hintergrundgefühl« (Slaby 2011) ist die zuständlich-segmentierte Situationsatmosphäre zwar immer irgendwie als anwesend erlebbar, ohne aber die darin eingehüllten Akteure explizit leiblich-affektiv ergreifen zu müssen. Ihre Wirkung entfalten solche Atmosphären eher schleichend über eine längere Zeit, dadurch aber womöglich umso tiefgreifender. In Analogie zur Unterscheidung von (aktuell-impressivem) Wetter und (zuständlich-segmentiertem) Klima könnte man sie als klimatische Atmosphären bezeichnen. Der Sport kennt solche Atmosphären zum Beispiel als »Klima der Angst«,¹⁸ der Sorge, des Misstrauens oder als »Reizklima« (Hoelzenbein 2019), das in einem Team, Verein oder Verband herrscht.

17 »Da die häusliche Wohnung solche freie Entfaltung gestattet, können sich in ihr reichhaltige zuständliche Situationen bilden, in die die Persönlichkeit oder persönliche Situation des Bewohners so einwächst, dass sich der Effekt des Zu-Hause-Sein, des Heimischgewordenseins, ergibt« (Schmitz 2008: 38).

18 Selbstredend kennt nicht nur der Sport Klimata der Angst, sondern wohl jede soziale Institution, beginnend bei der Familie über Kleingruppen und

Doping im Spitzensport beispielsweise ist ein realer Sachverhalt, der dazu führt, dass er in einigen Sportarten als vermuteter Sachverhalt wirkmächtig ist und zu »defensivem Doping« (Bette/Schimank 2000: 100) verleitet: Das anhaltende Misstrauen gegenüber den Konkurrent:innen kann ausreichen, um selbst zu dopen und so zumindest die dopingbedingten Vorteile der anderen auszugleichen. Das weitverbreitete Misstrauen, das Rennradfahrer:innen, Gewichtheber:innen, Sprinter:innen oder Biathlet:innen untereinander haben – und das neutrale Publikum pauschal gegenüber solchen Sportarten –, ist Produkt und Ausdruck des programmatischen Gehalts der gemeinsamen Situation Spitzensport. Spitzensportimmanente Leitprogramme wie »Nur der Sieg zählt«, »Der Zweite ist bereits der erste Verlierer«, von Verbänden vorgegebene Leistungsnormen, die kaum zu erfüllen sind, Wunschprogramme wie »Ich trainiere, um Weltmeister:in zu werden« etc., fungieren als generelle Richtlinien spitzensportlichen Verhaltens, mitunter aber eben auch als spezielle Richtlinien für gezieltes Doping. Das ist besonders dann der Fall, wenn situationstypische Probleme auftreten, etwa die mühsame Rückkehr in den Spitzensport nach einer langen Verletzungspause oder die angedrohte Kürzung von staatlichen Fördergeldern bei ausbleibenden sportlichen Erfolgen. In einem solchen, situationsbedingten Klima der Sorge (um die eigene, nicht nur sportliche Existenz) oder Angst (vor dem Scheitern) kann Doping zu einer Problemlösungsstrategie werden, und dies vermutlich umso eher, je länger die latente, unterschwellig zehrende Präsenz der sorgvollen¹⁹ oder angstgesättigten Atmosphäre andauert.

Klimatische Atmosphären wie das wechselseitige Misstrauen innerhalb einer Sportart oder das Angstklima in einem Kontext sexualisierter Gewalt (vgl. Rulofs 2016) hängen wie eine Dunstglocke²⁰ über der gemeinsamen Situation und können so anhaltend-hintergründig das Handeln, Denken und Empfinden der an der Situation Teilhabenden – genauer: deren persönliche Situationen – beeinflussen. Explizit in den Vordergrund treten die zuständig-segmentierten Situationsatmosphären immer dann, wenn sie sich zu einer aktuell-impressiven Situation verdichten – beispielsweise dann, wenn die Dopingkontrolleurin unan-

Organisationen bis hin zu Gesellschaft und Epoche. Zum Klima der Angst auf Gesellschaftsebene siehe bspw. Trčka (2011) oder Vester (1991: 148–157).

19 Zur Sorge als einer machtvollen sozialen Atmosphäre siehe Gugutzer (2019).

20 Der Begriff Atmosphäre verbindet zwei Aspekte: »einerseits den *Atmos*, den Dunst, das feinstofflich Hauchartige und Diffuse, das zwischen Subjekten und Objekten weht und diffundiert, und andererseits die *Sphäre*, das Kugelförmige, das formhaft klar Definierte, das Gefäß, durch das der Hauch zusammengehalten wird« (Rauh 2018: 128; Herv. im Orig.).

gekündigt vor der Wohnungstür steht oder der Trainer seine Athletin unsittlich berührt. Die Dopingkontrolleurin und der Trainer erscheinen in solchen Situationen als »Verdichtungsbereich« der Angst, die in der darunterliegenden Angst vor dem Erwischtwerden beziehungsweise dem Missbrauch »verankert«²¹ ist. Es scheint dies ein typisches Merkmal ständig-segmentierter Situationsatmosphären zu sein, dass der Übergang ihrer latenten Präsenz zu einer manifesten Präsenz primär personengebunden ist, mehr oder stärker jedenfalls als dass dieser Wechsel ortsgebunden wäre.

3.5 Ein konzeptionell weiterführendes Fallbeispiel

Das vorangegangene Kapitel hat gezeigt, wie theoriegeleitet ausgehend von Situationen Atmosphären in einem empirischen Feld wie dem Sport identifiziert und beschrieben werden können. Auf der Grundlage der neophänomenologisch-soziologischen Situationstypologie war es möglich, eine systematische Differenzierung von Atmosphären des Sports vorzunehmen, die ohne dieses analytische Instrumentarium nicht möglich gewesen wäre. Gleichwohl stellen sich in Folge dieser Analyse einige Anschlussfragen. Diesen soll nun nachgegangen werden und so in einem dritten Schritt das neophänomenologisch-soziologische Konzept der Vermittlung von Situationen und Atmosphären analytisch erweitert werden. Vier Fragen stehen hierbei im Mittelpunkt: (1) Herrscht in einer gemeinsamen Situation immer nur eine kollektive Atmosphäre vor? Falls nein, wie ist das Verhältnis der verschiedenen Atmosphären zueinander? (2) Wie beeinflussen Atmosphären die Gestalt und den Verlauf gemeinsamer Situationen? Oder ist das Verhältnis von gemeinsamer Situation und kollektiver Atmosphäre ausschließlich einseitig, sodass jene zwar diese prägt, nicht aber umgekehrt? (3) Wie ist das Verhältnis von individuellen Atmosphären, das heißt, persönlichen Gefühlen, und kollektiver Atmosphäre in einer gemeinsamen Situation zu verstehen? Ist die kollektive Atmosphäre das Aggregat der persönlichen Gefühle der an der Situation Teilhabenden, oder ist sie ein Phänomen sui generis, das unabhängig von der Vielzahl persönlicher Gefühle existiert? (4) Wie kann man kollektive Atmosphären empirisch erforschen? Welche Methoden empirischer Sozialforschung eignen sich hierfür besonders, welche eher nicht?

(Ad 4) Um mit der letzten Frage zuerst zu beginnen: Da Atmosphären, wie Albrecht sagt, »synthetische« – in Schmitz' Terminologie: chaotisch-mannigfaltige –, »emergente«, »diffuse« und »fluide« Phänomene (Albrecht 2017: 155f.) mit einem subjektiven Erlebnisanteil sind, ist

21 Zur Unterscheidung von Verdichtungsbereich und Verankerungspunkt von Gefühlen siehe Schmitz (1990: 301f.).

eine phänomengerechte Untersuchung dieses Gegenstandes mit standardisierten Verfahren nicht möglich. Für eine gegenstandsangemessene Analyse kollektiver Atmosphären sind vielmehr *qualitative Methoden der Datenerhebung und -auswertung* angemessen. Ob dafür autoethnografische Methoden (vgl. Engelfried-Rabe 2017) und im Besonderen die »asthetische Feldforschung« (Rauh 2012, 2018) genutzt werden oder aber qualitative Interviews (Wolf 2017), Tagebuch- oder Videoaufzeichnungen, Filme oder Literatur, ist dabei sekundär. Primär ist, dass für die Datenauswertung schriftlich fixierte Beschreibungen der Situationsatmosphäre vorliegen, die so detailliert und präzise wie möglich sind. Es ist somit auch unerheblich, ob der:die Forscher:in selbst diese Beschreibung erstellt (etwas als Ethnolog:in) oder er:sie diese im Material (Interview, Zeitung etc.) »vorgefunden« hat; entscheidend ist lediglich eine konkrete, lebendige Beschreibung der Atmosphäre.²² Für die Analyse und Interpretation der empirischen Daten bedarf es sodann entsprechend interpretativer, allen voran hermeneutischer oder phänomenologischer Auswertungsverfahren.

Im Folgenden soll beispielhaft gezeigt werden, wie eine neophänomenologisch-soziologische Interpretation einer kollektiven Atmosphäre des Sports aussehen kann. Empirische Grundlage hierfür ist die schriftliche Atmosphärenbeschreibung von Julian Arnold, einem Studenten der Goethe-Universität Frankfurt am Main, die er im Sommersemester 2015 im Rahmen eines von mir geleiteten Seminars als Hausaufgabe abgegeben hatte.²³ Das Seminar beschäftigte sich mit der Neuen Phänomenologie, weshalb sich in der Beschreibung des Studenten einige neophänomenologische Begriffe wiederfinden (Engung, Weitung). Die Aufgabenstellung für die Studierenden des Seminars lautete: »Beschreiben Sie eine kollektive Atmosphäre des Sports, die Sie selbst erlebt haben.« Dazu Julian Arnold:

»Weltmeisterschaft 2014, Halbfinale Brasilien gegen Deutschland. Wie bereits alle anderen Spiele dieser WM haben wir im Hof meiner Eltern in sehr großer Gruppe, bestehend aus Familie und Freunden, das Spiel verfolgt. Eine Leinwand wird im Wintergarten aufgebaut, die Türen zum Hof geöffnet, dort stehen Bierbänke und -tische, außerdem diverse weitere Sitzgelegenheiten. Beim Spiel gegen Brasilien war zusätzlich ein Pavillon aufgebaut, da es geregnet hat oder zumindest Regen angesagt war. Die Anspannung aller Zuschauer bei uns zu Hause war zu spüren, es war eher eine Engung, also negative Anspannung, da man Angst vor einem Rückstand hatte, als sich auf eine Führung der Deutschen vorzubereiten. Nach zehn Minuten ging Deutschland in Führung, allgemeiner

22 In diesem Sinne meint auch Albrecht (2017: 160): »Erfasst werden kann eine so komplexe Erfahrung wie die von Atmosphären nur mit dem klassischen Mittel einer ›dichten Beschreibung‹ (Geertz 1987)«.

23 Ich danke Julian Arnold für die Erlaubnis, seinen Bericht verwenden zu dürfen.

Jubel setzte ein. Doch was danach kam, habe ich in einer kollektiven Atmosphäre vorher und nachher nicht wieder erlebt: Deutschland erzielte vier Tore in sechs Minuten, so etwas hatte noch nie jemand gesehen. Die Leute lagen sich in den Armen, liefen vor Freude herum, sprachen sich gegenseitig an: ›Das kann ich nicht glauben, das gibt es ja gar nicht.‹ Eine kollektive Weitung, die man am liebsten immer noch weiter gedehnt hätte, war zu spüren. Nach dem 0:3 war die Weitung gefühlt schon maximal, doch schon eine Minute später folgte das nächste Tor, aber die Spannung war schon am Anschlag, man konnte sich im Prinzip nicht noch mehr freuen als beim vorherigen Tor. Das vierte Tor in Folge, also das 0:5 nach knapp einer halben Stunde, wurde dann schon mit einer Art positiven Resignation aufgenommen, nach dem Motto: ›Das ist nicht zu glauben, so etwas habe ich noch nie gesehen.‹ Obwohl es für alle offensichtlich war, dass dort gerade etwas Historisches passiert, ist die Stimmung verhaltener geworden. Man war sich zu 100% sicher, dass Deutschland das Finale erreichen wird, deshalb ist die anfängliche engende Anspannung einer weitenden Entspannung gewichen, mit dem absoluten Höhepunkt irgendwann zwischen dem 0:3 und 0:4.«

Bezugnehmend auf die oben eingeführte Typologie beschreibt Julian Arnold hier eine aktuell-impressiv-ortsgebundene Situationsatmosphäre: die Zusammenkunft mehrerer Menschen zum gemeinsamen Betrachten eines Fußballspiels inklusive des Verlaufs der dabei herrschenden Atmosphäre. Zu den Sachverhalten dieser Situation gehören die Tatsachen, dass es sich um eine in Brasilien stattfindende Weltmeisterschaft im Fußball handelt, und zwar konkret um das Halbfinale zwischen dem fünffachen Weltmeister Brasilien und dem zu diesem Zeitpunkt dreifachen Weltmeister Deutschland. Ein WM-Halbfinale hat für Fußballinteressierte eine hohe Bedeutung, die Paarung Brasilien gegen Deutschland ist zudem sehr prestigeträchtig. Zu den tatsächlichen Sachverhalten dieser Situation gehören des Weiteren die interessierten und fachkundigen Zuschauer:innen im Wintergarten und Hof von Julian Arnolds Eltern wie auch deren skeptische Erwartungshaltung vor Spielbeginn, erkennbar an der »Angst vor einem Rückstand« anstelle der Vorbereitung auf die »Führung der Deutschen«. Programmatische Bestandteile dieser Situation sind zum Beispiel der Zweck der Zusammenkunft, gemeinsam mit der Familie und Freunden in einem privaten Raum ein Fußballspiel anzuschauen, der Wunsch der Anwesenden, Deutschland möge das Spiel gewinnen und ins Endspiel einziehen, sowie implizite Normen wie der unausgesprochene Appell, beim Anfeuern der deutschen Mannschaft mitzumachen. Ein Problem hätte sich in dieser Situation dann ergeben, wenn die Fernsehübertragung aus Brasilien zusammengebrochen wäre oder der angekündigte Regen eingesetzt und das gemeinsame Fußballschauen im Hof verunmöglicht hätte.

Die von Julian Arnold beschriebene »negativ Anspannung« kurz vor Spielbeginn ist der kollektiv spürbare Ausdruck dieser situativen

Gegebenheit, insbesondere des sportlichen Stellenwerts dieses besonderen Fußballspiels und der skeptischen Erwartungshaltung der Anwesenden. *Ohne* diese situative Einbettung existierte die angespannte Atmosphäre nicht.²⁴ Wie die Beschreibung Julian Arnolds zeigt, veränderte sich die anfängliche Atmosphäre der Situation jedoch ziemlich schnell: Die negative Anspannung ging zunächst über in eine ausgelassene, überschwängliche, fassungslose Freude (»lagen sich in den Armen, liefen vor Freude herum«), die sodann von einer »verhaltenen Stimmung«, »einer Art positiven Resignation«, abgelöst wurde. Grund für diesen atmosphärischen Wandel war der überraschende Spielverlauf: Deutschland schoss innerhalb weniger Minuten vier Tore und führte nach einer knappen halben Stunde mit 5:0 Toren. Dass die Atmosphäre in der Situation in dieser Form kippte, lag genauer gesagt an einer Erwartungsenttäuschung: Ein Spielverlauf wie dieser war nicht zu erwarten. Erwartbar war vielmehr ein »enges« Spiel oder eine Führung Brasiliens, und selbst ein 1:0 für Deutschland nach 30 Minuten hätte sich im Rahmen des Erwartbaren bewegt. Diese Erwartung aber wurde massiv, geradezu brutal enttäuscht – es passierte »etwas Historisches«, wie Julian Arnold sagt. Für den Verlauf dieser Situationsatmosphäre ist also der Sachverhalt, dass allen Anwesenden die historische Dimension dieses Ereignis bewusst war, mitentscheidend. Ohne das in der persönlichen Situation der zuschauenden Personen verankerte Wissen, dass es ein solches Ergebnis in einem Halbfinalspiel einer Fußball-WM wie auch in den bisherigen Spielen zwischen Brasilien und Deutschland noch nie gab und eigentlich nicht geben kann, hätte es diesen atmosphärischen Umschwung nicht gegeben.

Mit Blick auf die eingangs dieses Kapitels formulierten Fragen legt das Fallbeispiel folgende Antworten nahe. (Ad 1) *In eine gemeinsame Situation können verschiedene kollektive Atmosphären eingebettet sein.* Generell gilt: Die Möglichkeit der gleichzeitigen Anwesenheit mehrerer kollektiver Atmosphären in einer gemeinsamen Situation folgt aus ihrem ontologischen Status als Halbdinge (s.o. Kap. 3.1); die Einbettung in die je konkrete gemeinsame Situation mit ihren je spezifischen Sachverhalten, Programmen und eventuell Problemen begrenzt die Anzahl kollektiver Atmosphären, deren empirisches Erscheinen tatsächlich möglich ist. Das Fallbeispiel erlaubt zwar nur den Nachweis, dass eine gemeinsame Situation im zeitlichen Verlauf verschiedene kollektive Atmosphären aufweisen kann, hier bedingt durch den Umstand, dass der

24 In diese Richtung zielt die Kritik von Demmerling am Atmosphärenbegriff von Schmitz. Demmerling weist darauf hin, dass die Wahrnehmung einer Atmosphäre von den »Erwartungshaltungen« und »kulturellen Emotionsnormen« der Betroffenen abhängt, letztlich also von der Sozialisation, was in unserem Fall heißt: der Fußballfansozialisation (vgl. Demmerling 2011: 48, 53).

Spielverlauf (Sachverhalt) zu einer positiven Erwartungsenttäuschung (Sachverhalt) führte, wodurch sich die Hoffnung auf ein spannendes Spiel (Wunschprogramm) wie auch das Verhalten der Beteiligten (Normprogramm) änderten und die Sorge (Problem), das Endspiel nicht zu erreichen, dem Staunen über das historische Ereignis wich. Es ist jedoch davon auszugehen, dass nicht nur im zeitlichen Verlauf, sondern ebenso zu einem bestimmten Zeitpunkt mehrere kollektive Atmosphären in einer gemeinsamen Situation erlebbar sind. Der zentrale Grund hierfür ist, dass Situationen immer in und mit anderen Situationen verschachtelt sind (vgl. Schmitz 2005: 26). Angewandt auf das Fallbeispiel könnte das zum Beispiel heißen: Die zum Fußballschauen zusammengekommenen erwachsenen Frauen und Männer im Garten von Julian Arnolds Eltern konstituieren die übergeordnete gemeinsame Situation; innerhalb dieser gemeinsamen Situation konstituieren die Kernfamilie von Julian Arnold, die anderen Familien aus der Nachbarschaft, ein heimliches Liebespaar unter den Anwesenden und im Hintergrund spielende kleine Kinder²⁵ ihre je eigenen gemeinsamen Situationen. Jede dieser einzelnen gemeinsamen Situationen ist aufgrund ihrer je eigenen Sachverhalte, Programme und Probleme zum einen von den anderen abgrenzbar und kann zum anderen auf eigene Art atmosphärisch aufgeladen sein: Das verliebte Paar erlebt programmbedingt eine erotische Atmosphäre, die Eltern von Julian Arnold teilen problembedingt eine genervte Atmosphäre und die spielenden Kinder sachverhalts- und programmbedingt eine fröhliche Atmosphäre. Inwiefern diese verschiedenen und ineinander verschachtelten Situationsatmosphären miteinander konkurrieren, sich abschwächen oder aufstacheln, ist dann eine empirische Frage.

(Ad 2) Das Fallbeispiel weist des Weiteren darauf hin, dass nicht nur Situationen Atmosphären prägen, sondern ebenso *kollektive Atmosphären gemeinsame Situationen formen können*. Ein wichtiger Grund dafür ist, dass sich die Atmosphärenwahrnehmung der Situationsteilnehmer:innen in konkreten Verhaltensweisen ausdrückt. Menschen liefen hier spontan herum und lagen sich in den Armen, weil sie von der freudigen Atmosphäre nach dem Torerfolg der deutschen Mannschaft mitgerissen worden waren. Solch atmosphärisch bedingte Verhaltensweisen können die jeweils aktuelle Situation modifizieren, etwa indem sie aus einer bis dato schweigsamen Gruppe eine lautstark singende Gruppe machen. Kollektive Atmosphären wie die von Julian Arnold beschriebene können zudem über die aktuelle Situation hinaus folgenreich sein und in eine zuständliche Situation übergehen. Wer bei einem historischen Ereignis leibhaftig anwesend war, vergisst dieses Ereignis in aller

25 Um etwaigen Missverständnissen vorzubeugen: Das heimliche Liebespaar und die spielenden Kinder sind erfunden und dienen lediglich der Veranschaulichung.

Regel nicht, wie er auch nicht vergisst, wo und mit wem er es erlebt hat; in diesem Sinne wirkt das Ereignis vergemeinschaftend. Je intensiver das atmosphärische Ergriffensein in einer gemeinsamen aktuellen Situation war, »desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass aus der aktuellen eine zuständige Situation resultiert, die sich im Gedächtnis Einzelner oder Mehrerer ablagert und in der Erinnerung aufgerufen wird mit dem möglichen Effekt, Jahre später erneut gemeinschaftsstiftend zu wirken« (Gugutzer 2017: 158).

(Ad 3) Schließlich lässt sich das Fallbeispiel dahingehend verallgemeinern, dass *kollektive Atmosphären Phänomene sui generis sind*, also *nicht* die Aggregation der persönlichen Gefühle der anwesenden Menschen. Einen Anhaltspunkt dafür liefert hier der bemerkenswerte Umstand, dass aus der Summe der intensiven Freudegefühle der einzelnen Zuschauer:innen kein kollektives Gefühl der ›Hyper-‹ oder ›Mega-Freude‹ resultierte, sondern die »verhaltene Stimmung« der »positiven Resignation«. Individuelle Freude + individuelle Freude + individuelle Freude ... summiert sich also nicht zu einer extrem großen gemeinsamen Freude, sondern mündet in ein anderes kollektives Gefühl, hier vielleicht in ein Konglomerat aus tiefer Ungläubigkeit, Glückseligkeit, Stolz und Zufriedenheit. Das Beispiel verdeutlicht damit auch, dass eine kollektive Atmosphäre nicht das Produkt einer Bedeutungszuschreibung ist – im Sinne Rendas eine »kommunizierte Zurechnung« (Renda 2018: 640f.) beziehungsweise eine »kommunikative Zuweisung« (ebd.: 645) –, sondern umgekehrt die Zuschreibung der Bedeutung dem leiblich-affektiven Betroffensein von der Atmosphäre nachgeordnet ist. Dies gilt jedenfalls dann, wenn die Atmosphäre nicht nur registrierend wahrgenommen wird, sondern die Teilhabenden von ihr spürbar ergriffen sind. Mindestens in solchen Fällen erweisen sich kollektive Atmosphären als situationsimmanente Phänomene in eigenem Recht, die primär pathisch ergreifen und denen sekundär eine Bedeutung zugewiesen wird.

3.6 Fazit

Der Text hatte das hauptsächliche Ziel, einen Beitrag zur gerade erst sich entwickelnden soziologischen Atmosphärenforschung zu leisten. Hierfür wurde als theoretische Grundlage die Neue Phänomenologie gewählt, da diese über einen präzisen Atmosphärenbegriff verfügt. Im neophänomenologischen Sinne sind Atmosphären die wahrnehmbare Besetzung flächenloser Räume, insbesondere von Gefühlen und des Leibes, wobei die Atmosphärenwahrnehmung zwischen einer nüchternen Registrierung und einem affektiven Betroffensein variieren kann. Für die soziologische Atmosphärenforschung ist dieser Atmosphärenbegriff ein

Gewinn, weil er die pathische Dimension von Atmosphären betont und Atmosphären nicht an einen festen Ortsraum bindet. Atmosphären können zwar durch »ästhetische Praktiken« (Böhme) vorbereitet werden, im strengen Sinn aber nicht hergestellt werden – ob die Arbeit an der Atmosphäre zum Erleben der beabsichtigten Atmosphäre führt, ist offen. Unter diesem Gesichtspunkt ist der pathische Atmosphärenbegriff auch für die Sozialtheorie relevant, insofern er deren aktivistischen, intentionalistischen, konstruktivistischen Bias zu korrigieren hilft (s.o. Kap. 1.2). Das neophänomenologische Verständnis situierter Atmosphären lehrt, dass Sozialität nicht nur etwas sozial Konstruiertes ist, sondern ebenso sehr ein nichtintentionales, leiblich-affektives Widerfahrnis (s.o. Kap. 1.4).

Ein weiterer Vorzug der Neuen Phänomenologie besteht darin, dass sie über einen Situationsbegriff verfügt, der nicht auf mikrosoziale Kontexte begrenzt ist, sondern ebenso meso- und makrosoziale Situationen zu erfassen erlaubt. Zuständige und segmentierte Situationen sind nicht auf die physische Ko-Präsenz von menschlichen Akteuren und deren Handlungen und Interaktionen beschränkt, sondern umfassen ebenso Organisationen und Institutionen, Gesellschaft und Kultur. Ein solch weiter, in der Soziologie unüblicher Situationsbegriff²⁶ ist eine vielversprechende Möglichkeit, die soziologische Kluft zwischen »Mikro« und »Makro« zu überwinden. An dieser Stelle muss das eine These bleiben, die es in zukünftigen Arbeiten insbesondere in Auseinandersetzung mit anderen »intersituativen« (Hirschauer 2014) soziologischen Situationskonzepten zu untermauern gilt.

Zentrales theoretisches Anliegen des Beitrags war der Nachweis, dass Atmosphären in Situationen eingebettet sind. Hierfür wurde erstens in Anlehnung an die neophänomenologische Terminologie dargelegt, dass Situationen und Atmosphären im Medium leiblicher Kommunikation ineinander verschränkt sind sowie, über Schmitz hinausgehend, dass es die situationskonstitutiven Sachverhalte, Programme und Probleme sind, die für die Entstehung, Ausprägung, Wahrnehmung, Dauer und den Wandel von Atmosphären verantwortlich sind. Eine soziologische Atmosphärenforschung hat folglich analytisch an »Situationen« anzusetzen. In diesem Sinne entwarf der Text zweitens eine Typologie gemeinsamer Situationen, deren vier Situationstypen als Analyseinstrument zur Identifikation

26 So findet sich beispielweise in einem Sammelband von Ziemann (2013) und in einem Artikel von Peter (2020), die sich beide als Überblick über die aktuellen philosophischen und soziologischen Situationskonzepte verstehen, kein einziges Wort zu Schmitz – und dies, obgleich Schmitz seinen Situationsbegriff bereits 1977 in die Philosophie eingeführt hat (Schmitz 1977: § 224). Selbst eine Autorin wie Lindemann, die als erste Schmitz' Philosophie soziologisch aufbereitet (Lindemann 1993) und seitdem vielfach und vielfältig auf Schmitz Bezug genommen hat, nutzt dessen Situationsbegriff nicht, auch nicht in ihren sozialtheoretischen Arbeiten (Lindemann 2014).

und Beschreibung unterschiedlichster Atmosphären des Sports fungieren. Die Typologie ermöglichte es, Atmosphären des Sports zu erkennen, die ohne diesen situationstheoretischen Rahmen unerkannt bleiben. Das gilt im Besonderen für *ortsungebundene* Atmosphären, die in der soziologischen Atmosphärenforschung gemeinhin übersehen werden, da Atmosphären dort üblicherweise ortsräumlich verankert sind. Das analytische Potenzial der neophänomenologisch-soziologischen Situationstypologie besteht somit darin, Atmosphären überhaupt und/oder auf eine besonders differenzierte Weise erkennen zu können. Dieses Erkenntnispotenzial besitzt die Situationstypologie selbstredend nicht nur im Hinblick auf Atmosphären. Der hohe Grad an Differenziertheit der neophänomenologisch-soziologischen Situationstypologie ermöglicht es vielmehr, jedes sozial situierte Phänomen präzise zu beschreiben und es so anders und vielleicht sogar besser als bisher zu verstehen.

Weil die typologische Verschränkung von Situation und Atmosphäre einige theoretische und methodologische Fragen unbeantwortet ließ, präsentierte der Text schließlich im dritten Schritt ein empirisches Fallbeispiel, mit dem es gelang, das neophänomenologisch-soziologische Verständnis der Vermittlung von Situation und Atmosphäre konzeptionell zu erweitern.

Der Sport und seine Atmosphären fungierten in diesem Text als Beispiel, um die soziologische Sportforschung für den Untersuchungsgegenstand »Atmosphären« zu sensibilisieren, sind Atmosphären in diesem Forschungsfeld doch ein nahezu vollständig ignorierte Untersuchungsgegenstand. Vor allem aber hatten die Ausführungen zu den Atmosphären des Sports den Zweck, die empirische Evidenz der theoretischen Überlegungen zu begründen. So wie sich die Neue Phänomenologie als »empirische Wissenschaft« (Schmitz 2003a: 3) versteht, begreift sich auch die NPS und mit ihr die neophänomenologische Atmosphärensoziologie als empirische Wissenschaft, genauer als theoretisch-empirische Soziologie im Sinne von Kalthoff, Hirschauer und Lindemann (2008), die sich methodologisch dem Paradigma der qualitativen Sozialforschung zurechnet. Das skizzierte Theorieprogramm der neophänomenologischen Atmosphärensoziologie ist also keineswegs auf den Sport und die Sportsoziologie begrenzt, vielmehr ist es anschlussfähig an alle empirischen Felder und die entsprechenden soziologischen Teildisziplinen.

Atmosphären sind ein grundlegendes und allgegenwärtiges gesellschaftliches Phänomen, das letztendlich von allgemeinsoziologischer Bedeutung ist. Soziales Handeln, soziale Ordnung, sozialer Wandel – die drei großen sozialtheoretischen Themen der Soziologie sind untrennbar mit dem Thema Atmosphären verknüpft. Soziales Handeln fällt anders aus, je nachdem, welcher Art die Atmosphäre des Handlungskontextes ist, soziale Ordnungen sind immer auch atmosphärisch wahrnehmbar und stabilisieren sich über atmosphärisch aufgeladene Konventionen

und Rituale, sozialer Wandel setzt ein, wenn beziehungsweise weil sich die kollektive Atmosphäre verändert hat, wie er umgekehrt daran spürbar wird, dass sich eine neue Atmosphäre einstellt. Auch soziale Macht- und Ungleichheitsstrukturen zeigen sich oft oder gar ausschließlich auf atmosphärische Weise, etwa als Atmosphäre der Angst oder Unsicherheit, der Scham oder Peinlichkeit, des Ver- oder Misstrauens, der Versuchung oder Verführung etc. Solche atmosphärischen Qualitäten von Sozialität als soziale Rand- oder Begleiterscheinungen abzuqualifizieren und sie daher sozialtheoretisch zu ignorieren, ist sachlich unangemessen. Die neophänomenologische Atmosphärensoziologie jedenfalls versteht sich als ein sozialtheoretischer Ansatz, der einen Beitrag zur allgemeinen Soziologie liefert, da er verdeutlicht, dass Atmosphären eine basale Dimension von Sozialität sind.

Literatur

- Albrecht, Clemens (2017): »Atmosphären operationalisieren«, *Sociologia Internationalis* (2017/2), 141–165.
- Andermann, Kerstin/Undine Eberlein (Hg.) (2011): *Gefühle als Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Erkenntnistheorie*, Berlin: Akademie Verlag.
- Anderson, Ben (2009): »Affective atmospheres«, *Emotion, Space and Society* (2009/2), 77–81.
- Bette, Karl-Heinz/Uwe Schimank (2000): »Doping als Konstellationsprodukt. Eine soziologische Analyse«, in: Michael Gamper/Jan Mühlethaler/Felix Reidhaar (Hg.), *Doping. Spitzensport als gesellschaftliches Problem*, Zürich: NZZ-Verlag, 91–112.
- Böhme, Gernot (2006): *Architektur und Atmosphäre*, München: Fink
- Böhme, Gernot (2001): *Asthetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre*, München: Fink.
- Böhme, Gernot (1995): *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brennan, Teresa (2004): *The Transmission of Affect*, Ithaca et al.: Cornell University Press.
- Bulka, Thomas (2015): *Stimmung, Emotion, Atmosphäre: phänomenologische Untersuchungen zur Struktur menschlicher Affektivität*, Paderborn: mentis.
- Clarke, Adele E (2012): *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Post-modern Turn*, Wiesbaden: Springer VS.
- Crust, Lee/Mark Nesti (2006): »A Review of Psychological Momentum in Sports: Why qualitative research is needed«, *Athletic Insight* (2006/1), 1–15.
- Courneya, Kerry S./Albert V. Carron (1992): »The Home Advantage in Sport Competitions: A Literature Review«, *Human Kinetics Journals* (1992/1), 13–27.

- Demmerling, Christoph (2011): »Gefühle, Sprache und Intersubjektivität. Überlegungen zum Atmosphärenbegriff der Neuen Phänomenologie«, in: Kerstin Andermann/Undine Eberlein (Hg.), *Gefühle als Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Erkenntnistheorie*, Berlin: Akademie Verlag, 43–55.
- Denzin, Norman K. (1980): »A Phenomenology of Emotion and Deviance«, *Zeitschrift für Soziologie* (1980/3), 251–261.
- Durkheim, Émile (1994 [1912]): *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Engelfried-Rabe, Ursula (2017): »Atmosphären erforschen. Oder wie nagle ich einen Pudding an die Wand?«, *Sociologia Internationalis* (2017/2), 213–232.
- Fuchs, Thomas (2013): »Zur Phänomenologie der Stimmungen«, *Klinikum Uni Heidelberg*, https://www.klinikum.uni-heidelberg.de/fileadmin/zpm/psychiatrie/fuchs/Literatur/Phaenomenologie_der_Stimmungen_pdf.pdf (Zugriff: 20.04.2019).
- Goffman, Erving (1986): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1983): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München: Piper.
- Goumas, Chris (2013): »Home advantage and crowd size in soccer: A worldwide study«, *Journal of Sport Behavior* (2013/4), 387–399.
- Griffero, Tonino (2020): *Places, Affordances, Atmospheres. A Pathic Aesthetics*, London/New York: Routledge.
- Griffero, Tonino (2017): *Quasi-Things. The Paradigm of Atmospheres*, Albany: State University of New York Press.
- Griffero, Tonino (2014): *Atmospheres. Aesthetics of Emotional Spaces*, Farnham: Ashgate.
- Großheim, Michael (2010): »Von der Maigret-Kultur zur Sherlock-Holmes-Kultur. Oder: Der phänomenologische Situationsbegriff als Grundlage einer Kulturkritik«, in: Michael Großheim/Steffen Kluck (Hg.), *Phänomenologie und Kulturkritik. Über die Grenzen der Quantifizierung*, Freiburg/München: Karl Alber, 52–84.
- Großheim, Michael/Steffen Kluck/Henning Nörenberg (2014): »Kollektive Lebensgefühle. Zur Phänomenologie von Gemeinschaften«, *Rostocker Phänomenologische Manuskripte* 20, Rostock: Universität Rostock.
- Gugutzer, Robert (2019): »Sorge als Atmosphäre. Phänomenologische Annäherungen an ein machtvoll Gefühl«, in: Anna Henkel/Isolde Karle/Gesa Lindemann/Micha Werner (Hg.), *Sorget nicht – Kritik der Sorge*, Baden-Baden: Nomos, 77–98.
- Gugutzer, Robert (2017): »Leib und Situation. Zum Theorie- und Forschungsprogramm der Neophänomenologischen Soziologie«, *Zeitschrift für Soziologie* (2017/3), 147–166.
- Gugutzer, Robert (2015): »Public Viewing als sportiv gerahmtes kollektiv-leibliches Situationsritual«, in: Robert Gugutzer/Michael Staack (Hg.), *Körper und Ritual. Sozial- und kulturwissenschaftliche Zugänge und Analysen*, Wiesbaden: Springer VS, 71–96.

- Gugutzer, Robert (2013): »Hermann Schmitz: Der Gefühlsraum«, in: Konstanze Senge/Rainer Schützeichel (Hg.), *Hauptwerke der Emotionssoziologie*, Wiesbaden: Springer VS, 304–310.
- Gugutzer, Robert (2012): *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen*, Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, Robert (2008): »Transdifferente Leiblichkeit. Leibphänomenologische Überlegungen zu einer Soziologie der Transsubjektivität«, in: Britta Kalscheuer/Lars Allolio-Näcke (Hg.), *Kulturelle Differenzen begreifen. Das Konzept der Transdifferenz aus interdisziplinärer Sicht*, Frankfurt/New York: Campus, 317–336.
- Hamann, Dieter (im Interview mit Klaus Hoeltzenbein und Moritz Kielbassa) (2019): »Die Bayern müssen froh sein, dass sie Kovac haben!«, *Süddeutsche Zeitung* 58/2019, 9./10. März 2019, 23.
- Hasse, Jürgen (2010): »Raum der Performativität. ›Augenblicksstätten‹ im Situationsraum des Sozialen«, *Geographische Zeitschrift* (2010/2), 65–82.
- Hasse, Jürgen (2003): »Stadt als erlebter und gelebter Raum – kein Sein ohne Handeln?«, in: E. Martin Döring/Günther H. Engelhardt/Peter H. Feindt/Jürgen Offenbrügge (Hg.), *Stadt – Raum – Natur. Die Metropolregion als politisch konstruierter Raum*, Hamburg: Hamburg University Press, 171–199.
- Hauskeller, Michael (1995): *Atmosphären erleben. Philosophische Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung*, Berlin: Akademie Verlag.
- Heidegger, Martin (2006): *Sein und Zeit*, Tübingen: Niemeyer.
- Hirschauer, Stefan (2014): »Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivitäten jenseits von Mikro und Makro«, *Zeitschrift für Soziologie*, Sonderheft »Interaktion, Organisation und Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen«, 109–133.
- Hoeltzenbein, Klaus (2019): »Das war's noch nicht!«, *Süddeutsche Zeitung* 83/2019, 8. April 2019, 25.
- Jones, Martin I./Chris Harwood (2008): »Psychological Momentum within Competitive Soccer: Players' Perspective«, *Journal of Applied Sport Psychology* (2008/1), 57–72.
- Julmi, Christian (2018): »Soziale Situationen und Atmosphäre. Vom Nehmen und Geben der Perspektiven«, in: Larissa Pfaller/Basil Wiese (Hg.), *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*, Wiesbaden: Springer VS, 103–123.
- Julmi, Christian (2017): »Ein Circumplex-Modell der Atmosphären«, *Sociologia Interantionalis* (2017/2), 191–211.
- Julmi, Christian (2015): *Atmosphären in Organisationen. Wie Gefühle das Zusammenleben in Organisationen beherrschen*, Bochum/Freiburg: Projektverlag.
- Kalthoff, Herbert/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.) (2008): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Knorr Cetina, Karin (2009): »The synthetic situation: interactionism for a global world«, *Symbolic Interaction* (2009/1), 61–87.

- Larsen, Carsten Hvid/Kristoffer Henriksen (2015): »Psychological Momentum in Team Sport: An Intervention Program in Professional Soccer«, *Sport Science Review* (2015/1), 27–40.
- Leite, Werlayne/Pollard, Richard (2018): »International comparison of differences in home advantage between level 1 and level 2 of domestic football leagues«, *German Journal of Exercise and Sport Research* (2018/2), 271–277.
- Lindemann, Gesa (2014): *Weltzugänge. Die mehrdimensionale Ordnung des Sozialen*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Lindemann, Gesa (1993): *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*, Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Markman, Keith D./Corey L. Guenther (2007): »Psychological Momentum: Intuitive Physics and Naive Beliefs«, *Society for Personality and Social Psychology* (2007/6), 800–812.
- Marx, Karl (1961 [1856]): »Rede auf der Jahresfeier des ›People's Paper‹ am 14. April 1856 in London«, in: *Werke* Bd. 12, hrsg. v. Karl Marx/Friedrich Engels, Berlin: Karl Dietz Verlag, 3–4.
- Memmert, Daniel/Dominik Raabe (2017): *Revolution im Profifußball. Mit Big Data zur Spielanalyse 4.0.*, Wiesbaden: Springer VS.
- Meyer, Christian/ Ulrich von Wedelstaedt (2018): »Zur Herstellung von Atmosphären. Stimmung und Einstimmung in der Sinnprovinz Sport«, in: Larissa Pfaller/Basil Wiese (Hg.), *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*, Wiesbaden: Springer VS, 233–262.
- Peter, Claudia (2020): »Philosophische und soziologische Situationsverständnisse im Vergleich«, in: Angelika Pöferl/Norbert Schroer/Ronald Hitzler/Matthias Klemm/Simone Kreher (Hg.), *Ethnographie der Situation. Erkundungen sinnhaft eingrenzbarer Feldgegebenheiten*, Essen: Olb, 29–41.
- Pfaller, Larissa/Basil Wiese (Hg.) (2018): *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*, Wiesbaden: Springer VS.
- Pollard, Richard (2006): »Home advantage in soccer: Variations in its magnitude and a literature review of the inter-related factors associated with its existence«, *Journal of Sport Behavior* (2006/2): 169–189.
- Rauh, Andreas (2018): »Bruchlinien. Das Atmosphärenkonzept in Theorie und Praxis«, in: Larissa Pfaller/Basil Wiese (Hg.), *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*, Wiesbaden: Springer VS, 125–146.
- Rauh, Andreas (2012): *Die besondere Atmosphäre. Ästhetische Feldforschungen*, Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, Berlin: Suhrkamp.
- Renda, Carlotta (2018): »Einige Überlegungen zu Stimmung als situationssoziologische Kategorie«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (2018/4), 629–654.
- Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin: Suhrkamp.

- Rulofs, Bettina (2016): »Jeder hat es gesehen. ... Keiner hat was gesagt.« Machtmissbrauch und sexualisierte Gewalt im Kinder- und Jugendsport«, *Sport und Gesellschaft* (2016/1), 73–101.
- Schlicht, Wolfgang/Bernd Strauß (2003): *Sozialpsychologie des Sports*, Göttingen et al.: Hogrefe.
- Schmitz, Hermann (2017): »Bewußtsein von etwas« (Über Intentionalität), in: ders., *Zur Epigenese der Person*, Freiburg/München: Karl Alber, 122–136.
- Schmitz, Hermann (2016): *Ausgrabungen zum wirklichen Leben*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2014): *Atmosphären*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2012): *Das Reich der Normen*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2011): *Der Leib*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Schmitz, Hermann (2009): *Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2008): »Heimisch sein«, in: Jürgen Hasse (Hg.), *Die Stadt als Wohnraum*, Freiburg/München: Karl Alber, 25–39.
- Schmitz, Hermann (2007a): *Der Leib, der Raum und die Gefühle*, Bielefeld/Locarno: Edition sirius.
- Schmitz, Hermann (2007b): »Gefühle als Atmosphären«, in: Stephan Debus/Roland Posner (Hg.), *Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung*, Göttingen: Psychiatrie-Verlag, 260–280.
- Schmitz, Hermann (2005): *Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie totaler Vernetzung*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2003a): *Was ist Neue Phänomenologie?*, Rostock: Koch.
- Schmitz, Hermann (2003b): »Über das Machen von Atmosphären«, in: ders., *Was ist Neue Phänomenologie?*, Rostock: Koch, 243–261.
- Schmitz, Hermann (1999): *Adolf Hitler in der Geschichte*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1998): »Situationen und Atmosphären. Zur Ästhetik und Ontologie bei Gernot Böhme«, in: Michael Hauskeller/Christoph Rehmann-Sutter/Gregor Schiemann (Hg.), *Naturerkenntnis und Natursein. Für Gernot Böhme*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 176–190.
- Schmitz, Hermann (1993): »Gefühle als Atmosphären und das affektive Betroffensein von ihnen«, in: Hinrich Fink-Eitel/Georg Lohmann (Hg.), *Zur Philosophie der Gefühle*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 33–56.
- Schmitz, Hermann (1990): *Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1977): *System der Philosophie, Band 3, Teil 4: Das Göttliche und der Raum*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1969): *System der Philosophie, Band 3, Teil 2: Der Gefühlsraum*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (1967): *System der Philosophie, Band 3, Teil 1: Der leibliche Raum*, Bonn: Bouvier.
- Schützeichel, Rainer (2015): »The background of moods and atmospheres. Sociological observations«, in: Frank Adloff/Katharina Gerund/David

- Kaldewey (Ed.), *Revealing Tacit Knowledge. Embodiment and Explecation*, Bielefeld: transcript, 61–85.
- Seyfert, Robert (2011): »Atmosphären – Transmissionen – Interaktionen: Zu einer Theorie sozialer Affekte«, *Soziale Systeme* (2011/1), 73–96.
- Simmel, Georg (2008 [1903]): »Die Großstädte und das Geistesleben«, in ders., *Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 319–333.
- Slaby, Jan (2018): »Drei Haltungen der Affect Studies«, in: Larissa Pfaller/Basil Wiese (Hg.), *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*, Wiesbaden: Springer VS, 53–81.
- Slaby, Jan (2011): »Affektive Intentionalität – Hintergrundgefühle, Möglichkeitsräume, Handlungsorientierung«, in: Jan Slaby/Achim Stephan/Henrik Walter/Sven Walter (Hg.), *Affektive Intentionalität. Beiträge zur welterschließenden Funktion von Gefühlen*, Paderborn: mentis, 23–48.
- Staufenbiel, Kathrin/Babett Lobinger/Bernd Strauss (2015): »Home advantage in soccer – A matter of expectations, goal setting and tactical decisions of coaches?«, *Journal of Sports Science* (2015/18), 1932–1941.
- Taylor, Jim/Andrew Demick (1994): »A multidimensional model of momentum in sports«, *Journal of Applied Sport Psychology* (1994/1), 51–70.
- Trčka, Nina (2011): »Ein Klima der Angst. Über Kollektivität und Geschichtlichkeit von Stimmungen«, in: Kerstin Andermann/Undine Eberlein (Hg.), *Gefühle als Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Erkenntnistheorie*, Berlin: Akademie Verlag, 183–211.
- Uzarewicz, Michael (2011): *Der Leib und die Grenzen der Gesellschaft. Eine neophänomenologische Soziologie des Transhumanen*, Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Vester, Heinz-Günter (1991): *Emotion, Gesellschaft und Kultur. Grundzüge einer soziologischen Theorie der Emotionen*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- von Scheve, Christian/Anna Lea Berg (2018): »Affekt als analytische Kategorie der Sozialforschung«, in: Larissa Pfaller/Basil Wiese (Hg.), *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*, Wiesbaden: Springer VS, 27–51.
- von Stetten, Moritz (2017): »Das Atmosphärische in der Psychopathologie. Leibphänomenologische Überlegungen zur Diagnose psychischer Störungen«, *Sociologia Internationalis* (2017/2), 233–261.
- Wellbery, David E. (2010): »Stimmung«, in: Karlheinz Barck/Martin Fontius/Dieter Schlenstedt/Burkhard Steinwachs/Friedrich Wolfzettel (Hg.), *Ästhetische Grundbegriffe*, Bd 5, Stuttgart & Weimar: Metzler, 703–733.
- Wiese, Basil/Larissa Pfaller (2018): »Affektive Gestimmtheiten in den Sozial- und Kulturwissenschaften«, in: Larissa Pfaller/Basil Wiese (Hg.), *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*, Wiesbaden: Springer VS, 1–23.
- Wolf, Barbara (2018): »Atmosphären als sozialisierende Einflussgröße« in: Larissa Pfaller/Basil Wiese (Hg.), *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*, Wiesbaden: Springer VS, 169–196.

- Wolf, Barbara (2017): »Methoden phänomenologischer Sozialisationsforschung. Untersuchung von Lernatmosphären«, *Sociologia Internationalis* (2017/2), 167–189.
- Wolf, Barbara (2015): »Atmosphären des Aufwachens«, *Rostocker Phänomenologische Manuskripte* 22, Rostock: Universität Rostock.
- Yilmaz, Yasemin (2018): »Die affektive Seite des Interaktionsrituals. Emotionen und Hintergrundaffekte an Durkheims zentralen Konzepten der sozialen Tatsache und der kollektiven Effervescenz«, in: Larissa Pfaller/Basil Wiese (Hg.), *Stimmungen und Atmosphären. Zur Affektivität des Sozialen*, Wiesbaden: Springer VS, 83–101.
- Ziemann, Andreas (Hg.) (2013): *Offene Ordnung? Philosophie und Soziologie der Situation*, Wiesbaden: Springer VS.

4. Kreatives Handeln

Handlungstheoretische Fortführungen

»Die Kreativität des Handelns« lautet der Titel eines 1992 erschienenen Buchs von Hans Joas, in dem dieser eine Kritik an den in der Soziologie vorherrschenden rationalistischen und normorientierten Handlungstheorien vornimmt (Joas 1992a). An den rationalistischen Handlungstheorien kritisiert Joas in seinem Buch, dass diese auf drei mehr oder minder stillschweigenden Annahmen basieren, die empirisch falsch seien: »Sie unterstellen den Handelnden erstens als fähig zum zielgerichteten Handeln, zweitens als seinen Körper beherrschend, drittens als autonom gegenüber seinen Mitmenschen und seiner Umwelt« (ebd.: 217). Normorientierten Handlungstheorien wiederum, allen voran der Handlungstheorie von Talcott Parsons, wirft Joas vor, dass sie keine Erklärung für die Entstehung neuer Werte und Normen lieferten. Abgrenzend zu diesen beiden zentralen handlungstheoretischen Positionen betont Joas, dass es eine grundlegendere, das rationale und normbasierte Handeln »überwölbende« Handlungsform gebe, nämlich das *kreative Handeln*. Joas zufolge weise »alles menschliche Handeln eine kreative Dimension« (ebd.: 15)¹ auf, selbst das zweck- oder wertrationale, traditionale oder affektuelle Handeln (vgl. Weber 1980: 12f.) enthalte ein kreatives Moment.² Kreativität sei keine handlungstheoretische Sonder- oder Restkategorie, sondern elementarer Bestandteil jeden Handlungstypus³. Aus diesem Grund spricht Joas von der »Kreativität des Handelns« (Joas/Knöbl 2004: 707).³

Der vorliegende Beitrag greift diese These auf, arbeitet sie jedoch nicht, wie Joas, neopragmatistisch aus, sondern neophänomenologisch. Es soll gezeigt werden, dass auf der Grundlage der Neuen Phänomenologie ein differenzierteres Verständnis von Kreativität und kreativem Handeln entwickelt werden kann als jenes, das Joas in seinem Ansatz vorgeschlagen hat. Dabei zielt die folgende Auseinandersetzung mit Joas' Theorie kreativen Handelns (4.1) und Schmitz' Überlegungen zu Kreativität (4.2) primär darauf, die Neophänomenologische Soziologie (NPS)

- 1 Für eine Kritik an dieser These siehe exemplarisch Münch (2007: 337ff.).
- 2 So ist zum Beispiel zweckrationales Handeln dann kreativ, wenn ein Unternehmer überlegt, wie er seine Angebotsstruktur ändern soll, um konkurrenzfähig zu bleiben, er dazu seine Handlungsrouinen, mit denen er an die Grenzen ökonomischer Wettbewerbsfähigkeit gestoßen ist, aufgibt und neue Handlungsstrategien entwickelt.
- 3 Eine sehr gute Einführung in den Neopragmatismus von Joas bietet Schößler (2011).

handlungstheoretisch weiterzuentwickeln. Im Mittelpunkt wird hierbei ein Konzept kreativen Handelns stehen, das untrennbar mit der Lösung von Situationsproblemen verknüpft ist (4.3). Der Text endet mit einer kurzen Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse und einem Ausblick auf die weitere Ausarbeitung einer neophänomenologisch-soziologischen Handlungstheorie (4.4).

4.1 Hans Joas' neopragmatistische Theorie kreativen Handelns

Theoretische Grundlage der Handlungstheorie von Joas ist die Philosophie des Pragmatismus (vgl. Joas 1992b, 1992c). Der Pragmatismus, wie er von seinen Gründervätern Charles Sanders Peirce, William James, John Dewey und George Herbert Mead repräsentiert wird, ist im Kern eine »Philosophie der Kreativität«, der es fundamental darum geht, »eine Welt verständlich zu machen, in der Kreativität möglich ist« (Schubert 2010a: 9). Erkennbar wird das an zentralen Begriffen des Pragmatismus' wie Problem, Problemlösung, Intelligenz, Rekonstruktion, Abduktion oder Situationsdefinition, die allesamt auf das kreative Moment alltäglichen Handelns verweisen. Dabei modelliert der Pragmatismus kreatives Handeln als ein Geschehen, das aus vier aufeinander folgenden, zyklisch ablaufenden Phasen besteht: (1) Handlungsgewohnheit, (2) Handlungshemmung, (3) Experiment und (4) Legitimation (Schubert 2010b: 45).

Die Kreativität des Handelns zeigt sich demnach darin, dass (1) das gewohnte, routinierte, unhinterfragte Handeln (2) unsicher und fraglich wird, weil es auf einen Widerstand oder ein Problem stößt, es einen Konflikt oder irgendeine Art von Handlungshemmung gibt. Das ist die Phase des praktischen Zweifels. Ihr folgt (3) die Phase des Experiments, in der der oder die Handelnde versucht, durch die Rekonstruktion des unterbrochenen Handlungsflusses eine Lösung für das Handlungsproblem zu finden. Dazu muss die Wahrnehmung »neue oder andere Aspekte der Wirklichkeit erfassen« oder die Handlung muss woanders als bisher ansetzen oder vollkommen neu strukturiert werden. »Gelingt es, durch die veränderte Wahrnehmung die Handlung umzuorientieren und damit wieder fortzufahren, dann ist etwas Neues in die Welt gekommen: eine neue Handlungsweise, die sich [4] stabilisieren und selbst wieder zur unreflektierten Routine werden kann.« (Joas 1992a: 190) Innerhalb dieses modelltheoretischen Kreislaufs aus Handlungsroutine, Handlungsunterbrechung, Rekonstruktion/Experiment und neue Handlung(routine) ist es also die Phase des Experiments, in der Kreativität ihren Ort hat. Experimentelle »Freisetzung für neue Handlungen« (ebd.: 196; siehe

auch Schubert 2010c: 180) lautet daher das zentrale pragmatistische Verständnis von Kreativität.

Joas Theorie kreativen Handelns hebt nun zwei Aspekte besonders hervor, die in den meisten soziologischen Handlungstheorien randständig oder gar völlig unberücksichtigt sind: (a) Zum einen ist die Kreativität des Handelns in *Situationen* eingebettet, (b) zum anderen hat der *Körper* einen zentralen Stellenwert für das kreative Handeln.

(a) Jedes menschliche Handeln ist situativ gerahmt. Handlungen sind »Antworten auf Situationen«, was umgekehrt heißt, Situationen »muten uns Handlungen zu« (Joas 1992a: 236). Das ist selbstredend nicht als Situationsdeterminismus zu verstehen, denn keine Situation zwingt den Einzelnen dazu, sich auf genau diese oder jene Weise zu verhalten. Dies nicht zuletzt deshalb, weil ja nicht die Situation »als solche«, sondern die Wahrnehmung der Situation – in den Worten von William I. Thomas: die »Definition der Situation« – entscheidend für das Handeln ist. Nach John Dewey hat dabei jede Situation eine »diffus problematische Qualität« (ebd.: 193). Ob aus dem diffusen ein konkretes Problem wird, hängt dann von der Situationsdefinition der handelnden Person(en) ab. Zugleich enthält jede Situation aber auch einen »Horizont von Möglichkeiten«, den der:die Akteur:in »in der Krise des Handelns« (ebd.: 196) jeweils neu zu erschließen hat. Angesichts dieses Sachverhalts, dass Handlungen und Handlungsprobleme immer in Situationen eingebettet sind und die Lösung der Handlungsprobleme von den sozialen und materiellen Aspekten der Situation beeinflusst ist, plädiert Joas mit Nachdruck dafür, »Situation« als grundlegende Kategorie der Handlungstheorie zu begreifen (ebd.: 235). Konsequenterweise bezeichnet er seine eigene Handlungstheorie als »Theorie situierter Kreativität« (ebd.: 197).

(b) So wie die situativen Bedingungen den konstitutiven Rahmen für kreatives Handeln abgeben, so ist Joas zufolge der menschliche Körper konstitutives Element kreativen Handelns, und zwar in dreierlei Hinsicht. Erstens ist die körperlich-sinnliche Wahrnehmung der Situation die Bedingung der Möglichkeit von Kreativität – ohne Wahrnehmung kein Handeln. Der Pragmatismus vertritt dabei die Position, dass die Wahrnehmung dem situativen Handeln nicht vorgelagert, sondern eine Phase der Handlung ist. Die sinnliche Wahrnehmung der Situation ist ein »handlungsbezogenes Phänomen« (ebd.: 233), die Problemdefinition im Handeln identisch mit der Situationswahrnehmung. Die Weltwahrnehmung ist eben pragmatisch ausgerichtet: Wir nehmen nicht alles in der Situation Vorhandene wahr, sondern nur so viel, wie für das Handeln in der jeweiligen Situation praktisch erforderlich ist. Nur wenn die Weltwahrnehmung scheitert, wird aus der ganzheitlichen (Gestalt-) Wahrnehmung eine analytische – mit Schmitz gesprochen: eine konstellationistische – Wahrnehmung, in der dann einzelne Bedeutungen in den Vordergrund rücken (s.u. Kap. 4.2).

Zweitens ist der biologische Körper die Bedingung der Möglichkeit jeglichen und damit auch kreativen Handelns. Ohne Körper kein Handeln, wobei Joas zufolge für das körperliche Handeln des Menschen das sich in der Kindheit konstituierende »Körperschema« beziehungsweise »Körperbild« wesentlich ist. Erst durch das »Bewusstsein des Handelnden von der morphologischen Struktur des eigenen Körpers, seiner Teile und seiner Haltung, seiner Bewegungen und seiner Grenzen« (ebd.: 257)⁴ ist aktives, intentionales Handeln möglich. Der Körper ist dem Menschen also nicht unmittelbar, sondern vermittelt über das in der primären Sozialisation erworbene Körperschema gegeben. Nichtsdestotrotz ist der Körper auch der Ort von »vorreflexiven Strebungen« (ebd.: 238), die sich dem Menschen unwillkürlich aufdrängen und zu denen er handelnd Stellung beziehen muss. Schließlich kann auch der Körper selbst situationsbedingt problematisch werden. Der Körper kann (sich) selbst zum Handlungsproblem werden, wenn ihm Dinge, Personen oder Ereignisse widerfahren (ebd.: 196), die eine Zumutung darstellen, mithin ein Problem bedeuten, das einer kreativen Antwort bedarf.

Damit hängt drittens zusammen, dass der Körper Teil des kreativen Handelns insofern ist, als er nicht jederzeit beherrschbar ist. Wie oben erwähnt, kritisiert Joas an den rationalen Handlungsmodellen, dass sie stillschweigend unterstellen, Handelnde seien zur Kontrolle ihres Körpers fähig und der Körper daher per se für zielgerichtetes Handeln instrumentalisierbar. Die Kritik richtet sich hier auf den aktivistischen Handlungsbegriff der Handlungstheorie, den Joas um einen passiven Handlungsbegriff ergänzt sehen möchte (s.o. Kap. 1.3). Es gelte, so Joas, den Körper in seiner »Passivität, Sensibilität, Rezeptivität, Gelassenheit« (ebd.: 246) anzuerkennen und den in diesem Sinne passiven Körper in die soziologische Handlungstheorie zu integrieren. Joas stützt sich hier auf die Wahrnehmungsphänomenologie von Maurice Merleau-Ponty, etwa auf dessen Konzept der »passiven Intentionalität«. Passiv intentional sind Handlungen, in denen der Körper absichtsvoll freigesetzt, losgelassen, nicht kontrolliert wird, beispielsweise beim Einschlafen: Man kann nicht absichtsvoll einschlafen, sondern lediglich die Bedingungen fürs Einschlafen schaffen. Im pragmatistischen Sinne entspricht die passive Intentionalität der Experimentierphase im Modell kreativen Handelns. Alltagsweltlich bedeutet das, »um ein Problem zu lösen, darf man sich eben nicht auf eine Handlungsweise versteifen, sondern muss man sich freisetzen für die Einfälle und neuen Handlungsansätze, die sich aus der vorreflexiven Intentionalität des Körpers ergeben« (ebd.: 248). Die

4 Vgl. dazu auch Joas/Knöbl (2004: 713). Joas' Verständnis von Körperschema entspricht dem, was bei Schmitz das »perzeptive« Körperschema ist. Das von Schmitz davon abgegrenzte »motorische« Körperschema kennt Joas nicht. Siehe dazu Schmitz (2011: 9–12, 21–25).

passive Intentionalität ist somit zugleich Bedingung wie auch Ausdruck der Kreativität körperlichen Handelns.

Das folgende Zitat fasst die Theorie kreativen Handelns von Joas zusammen. Im Hinblick auf die weiteren Ausführungen gilt es bei dem Wort »irritiert« dessen körperlich-leibliche Dimension mitzudenken:

»Es sind Problemsituationen, in denen der Handelnde irritiert und dadurch zwangsläufig auf neue Dinge und Aspekte aufmerksam wird und diese dann zu ordnen und zu verstehen sucht, kurzum: zu denken beginnt. Erst wenn der quasi-natürliche Fluß [sic] des Handelns im Alltag durch ein Problem unterbrochen wird, werden die ehemals für selbstverständlich erachteten Situationsbestandteile neu analysiert. Ist eine Lösung gefunden, kann sie vom Handelnden gespeichert und in zukünftigen Situationen von ähnlichem Zuschnitt abgerufen werden.« (Joas/Knöbel 2004: 189)

4.2 Hermann Schmitz' Anmerkungen zu einer Neophänomenologie der Kreativität

Während Joas eine breit ausgearbeitete Theorie des kreativen Handelns vorgelegt hat, hat Hermann Schmitz sich erstaunlich wenig mit dem Phänomen Kreativität befasst. Abgesehen von einem Interview zum Erleben von Kreativität (Schmitz 2013) sowie ein paar Bemerkungen zur Kreativität als einer Facette menschlicher Praxis (Schmitz 2017a) und zu der mit Kreativität eng zusammenhängenden Improvisation (Schmitz 2017b) hat Schmitz sich meines Wissens nicht zu diesem Thema geäußert. Gleichwohl lassen sich Schmitz' Überlegungen für ein differenziertes Verständnis von Kreativität nutzen, das überdies für eine Konkretisierung der Joas'schen Theorie kreativen Handelns dienlich ist.

Schmitz entwickelt seinen Kreativitätsbegriff auf der Grundlage seiner Situationstheorie.⁵ Kreativität ist Schmitz zufolge eine schöpferische Tätigkeit in dem Sinne, dass sie aus der binnendiffusen Bedeutsamkeit einer Situation etwas herausholt (schöpft) und die Situation dabei so abändert, dass eine neue Situation entsteht. Dieses Schöpfen aus der Situation vollzieht der Mensch hauptsächlich aufgrund seiner Fähigkeit zur »satzförmigen Rede«. Die satzförmige Rede ermöglicht es dem Menschen nämlich, aus dem chaotischen Mannigfaltigen der Situation

- 5 Ich teile damit nicht die Auffassung von Christian Julmi und Ewald Scherm, dass der »Ausgangspunkt« für Schmitz' Kreativitätsbegriff dessen Intelligenzbegriff ist, wenngleich Kreativität selbstredend viel mit Intelligenz zu tun hat (vgl. Julmi/Scherm 2017: 258). Zur Situationstheorie von Schmitz siehe Schmitz (2007: 65–79, 2005: 17–61).

einzelne Bedeutungen, das heißt, Sachverhalte (das, was ist, im Engeren: Tatsachen), Programme (das, was sein soll: Normen und Wünsche) und Probleme (das, was Schwierigkeiten bereitet: Aufgaben, Herausforderungen, Sorgen etc.), zu explizieren und miteinander zu verknüpfen. Vor diesem Hintergrund meint Schmitz:

»Kreativ sein bedeutet, wenn man dies [die Explikation; R.G.] in Hinsicht auf ein vorschwebendes Ziel in einer besonders geschickten Weise tut. Die Aufgabe einer solchen Explikation von Situationen ist es, die Situation gewissermaßen in den Griff zu bekommen, indem man springende Punkte herausgreift und so die Situation an Übersicht gewinnt« (Schmitz 2013: 17).

Hier zeigt sich eine erste Gemeinsamkeit des neopragmatistischen und neophänomenologischen Kreativitätsverständnisses: Beide setzen Kreativität in Relation zu *Situation*. Auch wenn Joas und Schmitz unterschiedliche Situationsbegriffe verwenden,⁶ so teilen sie die Auffassung einer »situierten Kreativität« (Joas), mit der sie sich von psychologischen Kreativitätskonzepten distanzieren, die ihren Fokus allein auf das Individuum richten.

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Joas und Schmitz besteht darin, dass sie Situationen im Hinblick auf ihren Problemgehalt betrachten, weshalb sie Kreativität konsequenterweise als *problemlösende* Tätigkeit verstehen. Bei Schmitz ist Problemlösung der Prototyp der »prosaischen Explikation«, die »bei der Lösung eines theoretischen oder praktischen Problems im Sinne der Frage: Was soll ich tun? zur Geltung kommt« (Schmitz 2013: 18). Während Joas offen lässt, was genau ein Problem

- 6 Joas' Situationsbegriff steht in der Tradition von William Isaac Thomas und bleibt letztlich räumlich-zeitlich auf das Hier-Jetzt beschränkt. Schmitz' Situationsbegriff ist verglichen damit viel weiter, da er nicht nur die gemeinsame und aktuelle Situation umfasst, sondern ebenso zuständige und persönliche Situationen. Des Weiteren unterscheidet Schmitz noch implantierende und includierende sowie segmentierte und impressive Situationen (s.o. Kap. 2.3 und 3.2). An einer Stelle seines Buchs präsentiert Joas allerdings eine Situationsdefinition, die sehr nah an jener von Schmitz' Konzept der gemeinsam-aktuell-impressiven Situation ist. Joas zitiert hier Dietrich Böhler: »Unter ›Situation‹ verstehen wir – ›wir‹ als handelnde und vom Handeln wissende Menschen – ein Verhältnis von Menschen untereinander und zu Sachen oder von einem Menschen zu Sachen, das der jeweils erörterten Handlung schon vorausgeht und daher von den betroffenen beziehungsweise dem betroffenen Menschen als Herausforderung, etwas zu tun oder aber nicht zu tun, je schon verstanden ist. Umgangssprachlich sagen wir, man ›gerate‹ in eine Situation, sie ›widerfahre‹ uns, sie ›stoße uns zu‹ und wir sähen uns ›vor sie gestellt‹. Damit drücken wir aus, dass die Situation etwas ist, dass unserem Handeln (oder Lassen) vorausgeht, dieses aber auch herausfordert, weil sie uns ›angeht‹, uns ›interessiert‹ oder ›betrifft‹« (Böhler 1985: 252; zitiert nach Joas 1992a: 235).

ist, führt Schmitz dies aus. Ein Problem ist Schmitz zufolge selbst eine Situation mit binnendiffuser Bedeutsamkeit, die aus einem oder mehreren Sachverhalten, Programmen und häufig aus Teilproblemen besteht (Schmitz 2007b: 72). Ein charakteristischer Programmanteil nahezu jeden Problems ist dabei, dass es gelöst werden soll. Dazu Schmitz:

»Da es bei der Problemlösung nicht auf das Problem, sondern nur auf die Lösung ankommt,⁷ werden einzelne Tatsachen – beziehungsweise bei praktischen Problemen einzelne Programme – als die geltenden herausgefischt. Der Rest wird gewissermaßen weggeworfen, so dass die ursprüngliche Situation nicht mehr interessiert. Die prosaische Explikation dient also dazu, die Situation übersichtlich zu machen und sie in den Griff zu nehmen« (Schmitz 2013: 18).

Grundlage des Problemlösens im Sinne prosaischer Explikation ist die »analytische Intelligenz«, die Schmitz von der »leiblichen« und »hermeneutischen Intelligenz« unterscheidet (vgl. Schmitz 2010a). Mit Hilfe *analytischer Intelligenz* gelingt es dem Menschen, die binnendiffuse Bedeutsamkeit der Situation so (analytisch) zu zergliedern, dass einzelne Sachverhalte und Programme als relevante hervortreten und zu Konstellationen verknüpft werden können. Wer arbeitslos ist und dies als Problem bewertet, wird die Situation seiner Arbeitslosigkeit analysieren und vielleicht zu dem Schluss kommen, dass die damit verbundene Tatsache relativ viel freier Zeit (Sachverhalt) für ihn selbst zwar schön ist, da er sich aber mit der Erwartung (Programm) seiner Familie konfrontiert sieht, ein regelmäßiges Einkommen zum Haushalt beizusteuern, wird er sich doch um eine neue Stelle umsehen (Sachverhalt), womit er letztlich auch seinem eigenen Bild des Familienernährers – im Sinne Schmitz' ein »programmatisches Wunschbild« (Schmitz 2007b: 75) – entspricht. Durch dieses konstellationistische Vorgehen reduziert diese Person die ganzheitliche Situation Arbeitslosigkeit »auf das Wesentliche« und bekommt sie so in den »Griff« (Schmitz 2010a: 93) – zumindest besser, als wenn sie sich von der chaotischen Mannigfaltigkeit dieser Situation gefangen nehmen ließe.

Das In-den-Griff-Bekommen der Gesamtsituation markiert für Schmitz den wesentlichen Unterschied zwischen Intelligenz und

- 7 Auch diese Auffassung ist verwandt mit dem Pragmatismus. Das zeigt sich besonders in der auf dem Pragmatismus basierenden »Lösungsorientierten Kurztherapie« nach Steve de Shazer. Der lösungsorientierten (systemischen) Kurztherapie geht es bei der Problemlösung nicht um das Problem (seine Genese, Schwere, etc.), sondern von Anfang an ausschließlich um Lösungsmöglichkeiten für das Problem. Die grundlegende, pragmatistische Annahme lautet, dass Menschen nicht an ihren Problemen, sondern an deren Lösung interessiert seien, und dass das Reden über Probleme die Probleme stabilisiere, während das Reden über Lösungsmöglichkeiten Lösungen hervorbringe. Siehe dazu de Shazer (1987).

Kreativität:⁸ »Kreativität ist immer eine intelligente Leistung, aber die Intelligenz wird erst kreativ, indem sie eine Situation als Ganze zugänglich macht und als Ganze in den Griff zu nehmen gestattet« (Schmitz 2013: 20). Die problematische Situation Arbeitslosigkeit kreativ zu lösen, setzt dem entsprechend voraus, dass sie in ihrem ganzen Ausmaß (analytisch) durchdrungen wird, ihre relevanten Sachverhalte, Programme und partiellen Probleme erfasst und auf neue Weise arrangiert werden, so dass daraus eine Verbesserung der Situation resultiert. Ganz ähnlich klang es oben bei Joas, wo es hieß, dass eine Problemsituation die davon betroffene Person »irritiert«, weil das Problem ihre Handlungsroutine unterbricht und sie deshalb versuchen wird – sofern sie das Problem lösen möchte –, für »neue Dinge und Aspekte aufmerksam« zu werden und sie folglich »zu ordnen und zu verstehen«. Diese ordnende und verstehende, die Gesamtsituation durchdringende und sie somit rational erfassende Art Problemlösung gelingt der Person mit Hilfe ihrer »analytischen Kreativität« (Julmi/Scherm 2017: 264), wie Julmi und Scherm anknüpfend an Schmitz sagen.

Bisher ist deutlich geworden, dass Neopragmatismus und Neophänomenologie darin übereinstimmen, Problemlösung als eine kreative Tätigkeit zu verstehen, und zwar als analytische Kreativität (beziehungsweise prosaische Explikation). Der Unterschied zwischen beiden Ansätzen besteht darin, dass der Pragmatismus und folglich der Neopragmatismus ausschließlich diese Art Kreativität kennen. Paradigmatisch zeigt sich die Gleichsetzung von Problemlösung und analytischer Kreativität im Pragmatismus bereits bei Peirce und dessen zentralem Begriff der »Abduktion« (vgl. Joas 1992a: 197f.; Schubert 2010b: 24–28).⁹ Abduktion ist (neben Deduktion und Induktion) eine Variante logischen Schließens, die ihre alltagspraktische Anwendung in der Rekonstruktion der Problemsituation und dem damit verbundenen Experimentieren hat. Im Neopragmatismus von Joas findet diese Idee ihre handlungstheoretische Fortsetzung: Die Freisetzung des Neuen im kreativen, problemlösenden Handeln ist das Ergebnis analytischer Kreativität. Das neophänomenologische Kreativitätsverständnis ist demgegenüber differenzierter. Neben der analytischen kennt die Neophänomenologie nämlich zwei weitere Arten von Kreativität: »leibliche« und »hermeneutische Kreativität« (Julmi/Scherm 2017: 261–264).¹⁰

8 Der Pragmatismus setzt demgegenüber Intelligenz und Kreativität synonym, wie Joas (1992a: 196f.) mit Verweis auf John Dewey hervorhebt.

9 Peirce hat »die Frage des Pragmatismus« mit der »Frage der Logik der Abduktion«, also des hypothetischen Schlussfolgerns, gleichgesetzt (Schubert 2010b: 25).

10 Julmi und Scherm nutzen den dreidimensionalen Kreativitätsbegriff, um ihre These zu stützen, dass Kreativität »bereichsspezifisch« zu verstehen sei (Julmi/Scherm 2017: 250 und öfter). Diese These teile ich nur bedingt. Zwar

Wie eingangs zu diesem Abschnitt erwähnt, setzt Schmitz Kreativität mit dem Schöpferischen synonym und meint damit das Herausholen einzelner Bedeutungen aus der binnendiffusen Bedeutsamkeit von Situationen. Neben der prosaischen Explikation kann dieses schöpferische Tun außerdem als »poetische Explikation« (Schmitz 2013: 17f.) in Erscheinung treten. Poetische Explikation entspricht einer *hermeneutischen Intelligenz* (Schmitz 2010a: 90) beziehungsweise *hermeneutischen Kreativität* (Julmi/Scherm 2017: 263f.) und kann in zwei Varianten auftreten: Zum einen als »Gestaltung« von Situationen, zum anderen als »Anpassung« an die Situation. Als Beispiel für Personen, die mittels hermeneutischer Intelligenz Situationen zu gestalten vermögen, nennt Schmitz die Dichter. Dichter gestalten Situationen auf kreative Weise, wenn es ihnen gelingt, ihre Worte so sorgfältig und sparsam einzusetzen, dass die Ganzheit der Situation, die sie beschreiben, indem sie Einzelnes (das Wesentliche) aus ihr herausholen, unversehrt erhalten bleibt. Denn das ist der Kern hermeneutischer Intelligenz: »[...] dass bei der Explikation auf die Integrität der Situation oder der Situationen, aus denen expliziert wird, Rücksicht genommen wird« (Schmitz 2010a: 90).

Dass Schmitz hermeneutische Intelligenz allein den Dichtern zugesteht (er nennt zumindest keine anderen Beispiele), leuchtet allerdings nicht recht ein. Die Herausforderung, aus der binnendiffusen Bedeutsamkeit einer Situation einzelne Sachverhalte, Programme oder Probleme so sorgsam zu schöpfen, dass die Ganzheit der Situation möglichst vollständig erhalten bleibt, ist sicherlich nicht ein ausschließlich der Dichtung vorbehaltenes Problem. Die Notwendigkeit, die eigenen Worte sorgfältig auswählen zu müssen, um die Situation und die mit ihr

mag es zutreffend sein, dass in der Musik eine andere Art von Kreativität erforderlich ist als in der Wissenschaft, wie auch im Sport eine andere Art kreativer Leistungen gezeigt wird als beim Kochen oder Malen. Doch so wenig Kreativität auf den Bereich Kunst beschränkt ist, so wenig plausibel erscheint es, dass in irgendeinem sozialen Bereich eine einzige Form von Kreativität dominiert. Ein Wissenschaftler, der ausschließlich über analytische, nicht jedoch auch über hermeneutische und leibliche Kreativität verfügte, dank derer er etwas ahnt, spürt, (vielleicht sogar im wörtlichen Sinne) riecht oder wittert, der nicht intuitiv handelte, improvisierte und einfach mal was Neues ausprobierte, ohne zu wissen, wohin ihn das führt, ist kaum vorstellbar (zumindest, wenn es sich um einen »guten« Wissenschaftler handelt). Erst recht ist der Alltag aufgrund seiner zahlreichen und vielfältigen Situationen mit ihren je spezifischen Programmen und Problemen schwerlich als Wirklichkeitsbereich vorstellbar, in dem eine einzige Art von Kreativität vorherrschend ist. Daher halte ich es für plausibler, die drei Kreativitätsdimensionen als analytische Kategorien zu betrachten, die realiter in allen sozialen Bereichen gleichermaßen vorhanden beziehungsweise notwendig sind, lediglich ihre Schwerpunktsetzung mag variieren.

verbundene (zum Beispiel: heikle) Atmosphäre¹¹ nicht zu gefährden, findet sich vielmehr auch im Alltag, etwa in Gesprächen. So zeichnet sich die ›Kunst der Gesprächsführung‹ in spannungsgeladenen Situationen eben dadurch aus, die ›richtigen‹ Worte zu finden, wobei das Kriterium für die Richtigkeit der Worte sowohl das Nichtbeschädigen der persönlichen Situation der Beteiligten (etwa durch Kränkung) als auch ihrer gemeinsamen Situation ist. Ein solchermaßen kunstvoll geführtes Gespräch gestaltet die gemeinsame Situation der Beteiligten womöglich weit über das konkrete Gespräch hinaus.

Eine anpassende Sicherung der Integrität der Situation wiederum liegt vor, wenn die Gesamtsituation spürend erfasst wird und das Verhalten sich danach ausrichtet. Schmitz bezeichnet diese Art hermeneutischer Intelligenz als »Takt« oder – Erich Bader zitierend – als »Gespür für Situationen«, das »unerlässlich [ist], wo es um erfolgreiche Menschenbe-handlung geht« (Schmitz 2010a: 90). Wann immer Menschen miteinander zu tun haben, ist es für eine gelingende Interaktion zweifelsohne hilfreich, wenn die Beteiligten den Programmgehalt ihrer gemeinsamen Situation unmittelbar erfassen und sich programmadäquat verhalten, indem sie zum Beispiel Höflichkeitsregeln einhalten oder unausgesprochene Wünsche erkennen und respektieren. Hermeneutisch intelligent ist eine Person, wenn sie spontan, intuitiv die Bedeutsamkeit einer Situation erkennen kann. Intuition nämlich ist die »Fähigkeit, Eindrücke zu haben und Situationen – sofern sie impressiv sind und die Bedeutsamkeit mit einem Schlage da ist – aufzufassen und zu bearbeiten« (Schnitz, 2013: 24). Die erfolgreiche Bearbeitung des intuitiv Wahrgenommenen erfolgt dabei typischerweise improvisierend. Improvisation ist die aktive, gestaltende Kehrseite der passiven, als Widerfahrnis sich zeigenden Intuition. Improvisation ist eine kreative Tätigkeit, die auf der Fähigkeit basiert, »in die Situation, mit der man umgehen will, so hineinzuschlüpfen, dass man sich den Programmanteil der Situation zu eigen machen kann« (ebd.: 22).

Wie die Bemerkungen zum Takt und dem Gespür für die Situation, zu Intuition und Improvisation erkennen lassen, sind hermeneutische Intelligenz und Kreativität keineswegs in jedem Fall auf »satzförmige Rede« (Schmitz) angewiesen, vielmehr zeigen sie sich bereits auf vorsprachlicher, leiblicher Ebene. Das hermeneutische Erfassen einer Situation ist oftmals identisch mit einem leiblichen Erfassen, weshalb man in solchen Fällen auch von einem »leiblichen Verstehen« (vgl. Gugutzer 2012: 64ff.)¹² sprechen könnte. Schmitz selbst nennt dies *leibliche Intelligenz*,

11 Zum Zusammenhang von Situation und Atmosphäre siehe Schmitz (2014: 50–64) und oben Kap. 3.3 – 3.5.

12 Zu Schmitz' Verständnis von leiblichem Verstehen siehe Schmitz (2015a, 2015b).

die sich dadurch auszeichnet, dass sie »aus der Einleibung hervor[geht], in der sich unablässig Situationen mit Programmen bilden, die zur Lösung von Aufgaben (Problemen) herausfordern. Von dieser Art ist das intelligente Denken der Tiere und namentlich der Säuglinge bei der Aneignung ihrer Umgebung« (Schmitz 2010a: 87).¹³ Leibliche Intelligenz ist in diesem Sinne das Ergebnis (wiederholter) leiblicher Kommunikation(en), in denen der Einzelne mit Problemen konfrontiert war, die aus dem »Nomos« (Schmitz 2012: 13) der Situation (ihren Programmen, das heißt, Normen und Wünschen) resultierten, innerhalb derer die leibliche Kommunikation stattfand. Umgekehrt heißt das, dass die Vielzahl alltäglich stattfindender leiblicher Kommunikationen, die bedingt durch den Programmgehalt der Situation als *problematisch* wahrgenommen werden, sehr häufig auf *leiblich-kreative* Weise bewältigt werden. Typische Beispiele hierfür sind leiblich-kommunikative Abstimmungsprozesse, in denen es darum geht, dem Anderen nicht zu nah (U-Bahn-Fahrt) oder unbedingt, allerdings auf eine bestimmte Art nah zu kommen (Sexualität). Jede dieser Situationen enthält Programme von erlaubter beziehungsweise erwünschter Nähe, die problematisch werden können, sofern man die Normen und Wünsche der Situation nicht kennt oder respektiert. Leibliche Intelligenz beziehungsweise Kreativität zeigt sich entsprechend darin, den Nomos der Situation vorreflexiv (intuitiv) wahrzunehmen und sich demgemäß zu verhalten.

Fasst man das neophänomenologische Kreativitätsverständnis zusammen und setzt es in Relation zu jenem des Neopragmatismus, lässt sich Folgendes festhalten: (1) Die Neophänomenologie geht wie der Neopragmatismus von einer situierten Kreativität aus und betrachtet (2) Kreativität als eine problemlösende Tätigkeit. (3) Der neophänomenologische Kreativitätsbegriff ist allerdings differenzierter als der neopragmatistische, da er neben der analytischen Kreativität (prosaische Explikation), die er mit dem Neopragmatismus teilt, auch eine hermeneutische (poetische Explikation) und eine leibliche Form von Kreativität kennt.¹⁴

- 13 Das gilt genau genommen aber für alle Lernsituationen, die ja immer implizieren, dass man etwas tun soll (und anderes nicht), was für den Lernenden zwangsläufig eine Herausforderung (Problem) darstellt.
- 14 Schmitz nennt zusätzlich zu den beiden Arten der Explikation die »Plakatierung« als eine weitere Möglichkeit, Situationen auf kreative Weise in den Griff zu bekommen (Schmitz 2013: 18f.). Plakatieren ist das Verdichten einer segmentierten zu einer impressiven Situationen, etwa die persönliche Situation (alltagssprachlich: Persönlichkeit) in Gestalt eines Porträts, das das Ganze der persönlichen Situation (das Wesentliche dieser Persönlichkeit) »auf den Punkt bringt« und auf diese Weise einen Eindruck hinterlässt. Die Werbung lebt von dieser Art der Kreativität ganz besonders, besteht ihre Aufgabe doch darin, in wenigen Worten und/oder Bildern das Wesentliche eines Produkts zu vermitteln – Werbe-Plakate sind Plakat-Situationen.

(4) Während Schmitz damit die leibliche Dimension kreativen Tuns hervorhebt (Gespür für die Situation, Intuition, Improvisation), betont Joas' Theorie des kreativen Handelns die körperliche Dimension problemlösenden Handelns (Körperschema, Nichtkontrollierbarkeit des Körpers).
 (5) Dabei ist bei Joas der (biologische) Körper die generelle Bedingung der Möglichkeit menschlichen Wahrnehmens und Handelns, wohingegen der Körper für kreatives Handeln lediglich ex negativo im Sinne passiver Intentionalität relevant wird. Bei Schmitz wiederum spielt der (phänomenologische) Leib eine wichtige Rolle, um die Erfahrungsdimension von Kreativität zu verdeutlichen, während die Handlungsdimension von Kreativität, das körperliche Tun, kaum thematisiert wird.

Vor dem Hintergrund dieser beiden Positionen sollen im folgenden Abschnitt Überlegungen zu einer neophänomenologisch-soziologischen Handlungstheorie angestellt werden.

4.3 Situationsprobleme und kreatives Handeln – Folgerungen für eine neophänomenologisch- soziologische Handlungstheorie

Grundlage einer neophänomenologisch-soziologischen Handlungstheorie ist der »methodologische Situationismus« (Gugutzer 2017: 160f.; s.o. Kap. 2.3.3) der NPS, dem zufolge *gemeinsame Situationen* die zentrale soziologische Analyseebene darstellen. Ähnlich wie es Goffman in seiner Soziologie »um Situationen und ihre Menschen« (Goffman 1986: 9) (und nicht um Menschen und ihre Situationen) ging, geht es auch der NPS primär um Situationen mit ihren Sachverhalten, Programmen und Problemen und sekundär um die Menschen, die die gemeinsamen Situationen hervorbringen, gestalten, erleiden, sich einverleiben etc. Entsprechend dieser methodologischen Grundlage interessiert sich die NPS primär für *Situationsprobleme* und sekundär für Handlungsprobleme: Im Mittelpunkt der NPS stehen situationsimmanente Probleme, die Menschen *kreativ handelnd zu lösen* versuchen. Was aber sind Situationsprobleme genau, und welches Verständnis von kreativem Handeln vertritt die NPS?

4.3.1 *Situationsprobleme*

Probleme, so hieß es oben, sind selbst Situationen. Das Dopingproblem des Spitzensports beispielsweise ist eine Situation in dem Sinne, dass der Sachverhalt tatsächlicher Dopingpraktiken und -methoden den Programmen des Sports (Fairnessideal, Chancengleichheit, Regeln des IOC)

zuwiderläuft und den Spitzensport vor Legitimationsprobleme stellt.¹⁵ Dieses situationstheoretische Problemverständnis lässt sich um eine Betroffenenperspektive ergänzen.

Aus der Sicht des von einem Problem betroffenen Individuums oder einer davon betroffenen Gruppe erscheint ein Problem als etwas, »wovon man weg will [sic]« (Schmitz 2017b: 146). Ein Problem ist etwas, das man loswerden möchte. Der wesentliche Grund dafür, dass man »weg will« von dem Problem, ist dessen *leibliche* Qualität. Ein Problem ist ein Problem nämlich deshalb, weil man von dem Etwas auf eine unangenehme Art leiblich-affektiv betroffen ist – deshalb möchte man es loswerden. Etwas, das einen »kalt lässt«, ist für einen selbst kein *wirkliches* Problem. Wenn die spürbare negative Evidenz fehlt, ist es höchstens ein *reales*¹⁶ Problem, das man sich aus Vernunftgründen oder moralischer Verpflichtung zu eigen gemacht hat, aber ein wirkliches, leiblich nahegehendes Problem ist es für einen selbst dann nicht. Doping ist daher auch nur für die ein wirkliches Problem, für die Fairness, Chancengleichheit etc. zentrale Programmpunkte des Sports sind, weshalb die Dopingpraktiken Anderer für sie ein echtes, spürbares Ärgernis sind. Jene wiederum, die ihren eigenen Programmen folgen, etwa dem unbedingten Wunsch nach sportlichen Erfolgen, betrachten Doping womöglich zwar als real existierendes Problem, mit dem sie sich auseinandersetzen müssen (zum Beispiel es vertuschen), aber es ist kein wirkliches Problem für sie, das sie loswerden wollen.

Verallgemeinert heißt das: Das Bestreben, ein Problem lösen zu wollen, hängt wesentlich davon ab, ob es sich für die Betroffenen um ein wirkliches oder ein reales Problem handelt. Im ersten Fall erfolgt der Lösungsversuch ernsthaft, im zweiten halbherzig, vorgetäuscht oder gar nicht. Aus Sicht der neophänomenologisch-soziologischen Handlungstheorie bedeutet das, dass Situationsprobleme nur dann ernsthaft zu lösen versucht werden, wenn *Patheure* (vgl. Gugutzer 2017: 150)¹⁷ im Spiel sind. Gemeinsame problematische Situationen ohne Patheure, das heißt ohne wirklich, leiblich-affektiv von der Situation betroffene Subjekte, werden zumindest mit geringerer Wahrscheinlichkeit zu lösen versucht als solche, wo die Betroffenheit eines oder mehrerer Beteiligter hoch ist. Das gilt auf mikro-, meso- und makrosozialer Ebene gleichermaßen (vgl. Gugutzer 2012: 56f.; 2017: 159f.): Ob anhaltende Streitigkeiten zwischen Ehepartner:innen, wiederholte Konflikte in der Abteilung eines Unternehmens oder demokratiefeindliche Äußerungen politischer Gruppierungen, problematisch sind diese Situationen, weil Menschen

15 Siehe zu dieser Problematik Gugutzer (2009).

16 Zur Differenz von Wirklichkeit und Realität siehe Böhme, Gernot (2001: 159–164).

17 Den Begriff »Patheur« übernehme ich von Jürgen Hasse (2010: 70).

von deren Atmosphäre auf unangenehme Weise leiblich ergriffen sind, weshalb sie vermutlich eher geneigt sind, dagegen etwas zu unternehmen, als wenn das atmosphärische Ergriffensein fehlte.

Eine empirisch offene Frage ist dabei zum einen, ob die Dauer des Problems (alt/neu) das Lösungsbestreben der Patheure eher hemmt oder fördert. Manche Probleme werden nie gelöst, weil der für das Lösen-Wollen wesentliche »vitale Antrieb«¹⁸ der beteiligten Personen erschlappt und/oder ihre leibliche Kommunikation abgebrochen ist, andere Probleme werden hingegen sofort in Angriff genommen, weil der Bewältigungsdruck aufgrund der dem Problem innewohnenden Programmatik (Abwenden einer plötzlichen Gefahr) sehr hoch ist. Zum anderen ist es empirisch offen, ob das wiederholte Auftreten eines Situationsproblems durch Routinehandeln beantwortet werden kann (das übliche Ritual zur Bewältigung von Lampenfieber), oder ob – in der Sprache der systemischen Therapie – gerade die gewohnheitsmäßige »Lösung das Problem«¹⁹ ist und es daher einer neuen, kreativen Umgangsweise mit dem Problem bedürfte.

4.3.2 *Kreatives Handeln*

Der zuletzt genannte Aspekt kann als Kritik an der Handlungstheorie von Joas verstanden werden. Wie in Kap. 4.1 ausgeführt, ist für Joas kreatives Handeln gleichbedeutend mit Problemlösung, was umgekehrt heißt, Probleme werden durch kreatives Handeln gelöst, und zwar ausschließlich. Das trifft empirisch jedoch sicher nicht zu. Man kann sich mit Problemen auch arrangieren, weil man sie kennt und befürchtet, dass eine Änderung mehr Nach- als Vorteile zur Folge hätte. Es gibt Probleme, die so regelmäßig auftreten, dass man Strategien entwickelt hat, wie man mit ihnen umgeht und dadurch mit der Situation insgesamt klarkommt. Das gilt insbesondere für reale Probleme, etwa den morgendlichen Stau auf dem Weg ins Büro, den man stoisch hinnimmt oder aber mit Hilfe zuvor ausfindig gemachter Nebenstraßen (das heißt, durch zweckrationales Handeln) zu umgehen versucht. Solche Anpassungen an ein reales Problem sind zweifelsohne hilfreich, jedoch nicht kreativ im Sinne einer »Freisetzung des Neuen«, wie es bei Joas heißt.

- 18 Schmitz zufolge bedarf das vollständige Wollen nicht nur einer »Absichtsbildung«, sondern ebenso sehr »der Gewinnung des vitalen Antriebs zur Zuwendung an die Absicht im Dienst ihrer Realisierung« (Schmitz 2017a: 157f.). Zum vitalen Antrieb siehe zum Beispiel Schmitz, Hermann (2011: 15–20).
- 19 Der Ausdruck stammt von Paul Watzlawick (vgl. Watzlawick/Weakland/Fish 1979). Zur Interpretation des Dopingproblems im Spitzensport als Beispiel dafür, dass die Lösung das eigentliche Problem ist, weil die Lösung das Problem auf Dauer stellt, anstatt es zum Verschwinden zu bringen, siehe Gugutzer (2009: 17f.).

Kreatives Handeln ist dem gegenüber vor allem dann gefragt beziehungsweise wird primär dann ausgeübt, wenn *wirkliche Situationsprobleme* vorliegen, wenn also *Patheure* ins Spiel kommen (und nicht nur traditional, wert- oder zweckrational handelnde Akteure). Paradigmatisch hierfür sind Situationsprobleme, die überraschend und unerwartet eintreten. Der »plötzliche Einbruch des Neuen« (Schmitz 2010b: 37) verletzt den Nomos der Situation, insbesondere das situativ Erwartbare, und auf diese Erwartungsenttäuschung reagieren die Patheure typischerweise²⁰ spontan, intuitiv, improvisierend, kurz: kreativ. Schmitz zufolge gleicht das Unerwartete einer neuen aktuellen Situation, die eine »Herausforderung« darstellt, für die es zwei typische – von ihm an dieser Stelle nicht so genannte – kreative Möglichkeiten der Bewältigung gibt (vgl. Schmitz 2017b: 141–144).

Zum einen kann das Unerwartete durch den Versuch beantwortet werden, die »Situation in den Griff zu nehmen«, indem der »Blick auf das Wesentliche im Interesse der eigenen Zwecksetzung« gerichtet wird. Das entspricht Schmitz' Verständnis analytischer Intelligenz: Die neue aktuelle Situation wird durch prosaische Explikation in eine Konstellation einzelner Bedeutungen übersetzt, wodurch das Unerwartete auf das subjektiv Wesentliche reduziert und dadurch handhabbar wird. Der überraschende Lottogewinn – auch ein positives Ereignis kann eine unerwartete und wirklich-problematische Herausforderung darstellen – schafft eine neue Situation, die man in den Griff bekommt, indem man die eigenen Ziele, Relevanzen, Wünsche etc. sortiert und neu zusammensetzt. Mit Blick auf die traditionelle soziologische Handlungstheorie gilt es damit festzuhalten, dass Ziele und Zwecke integraler Bestandteil kreativen Handelns sein können – ein Sachverhalt, dessen Nichtberücksichtigung Richard Münch an Joas' Handlungstheorie kritisiert (vgl. Münch 2007: 338f.). Und mit Blick auf die neophänomenologisch-soziologische Handlungstheorie²¹ ist hervorzuheben, dass das, »was das Individuum beabsichtigt«, also ihre Zwecksetzungen, »weitgehend« von den »gemeinsamen Situationen« abhängt (Schmitz 2017b: 142), in die es eingebettet ist.

- 20 Unerwartete Situationen können auch durch die »Aktualisierung einer zuständigen Situation« beantwortet werden, allen voran durch persönliche oder gemeinsame »Kompetenzen« (Schmitz 2017b: 141). Traditionell soziologisch könnte man hier vom Habitus sprechen, der als inkorporierte Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata eine Praxis anleitet, welche zur Meisterung einer unerwarteten Herausforderung beiträgt.
- 21 Der methodologische Situationismus der NPS impliziert die Aufhebung klassischer soziologischer Dualismen wie Individuum und Gesellschaft, Struktur und Handeln etc. Die neophänomenologisch-soziologische Situationsanalyse geht stattdessen »von der Verwobenheit von persönlicher und gemeinsamer Situation aus« (Gugutzer 2017: 157).

Zum Zweiten können Menschen den Einbruch des Unerwarteten in die entfaltete Gegenwart durch eine feinfühligte Hinwendung an die Zukunft bewältigen. Die Kunst der Bewältigung besteht hier darin, zukünftige Situationen, die in die gegenwärtig aktuelle Situation einbrechen könnten, wodurch diese problematisch würde, vor auszuhaken. Das entspricht Schmitz' Verständnis hermeneutischer Intelligenz. Hermeneutisch intelligent ist ein Mensch, der in der Lage ist, die gegenwärtige Situation in den Griff zu nehmen und zugleich auf zukünftige Situationen vorgreifen zu können. »Die geschickte Kombination beider Griffarten ist das eigentliche Meisterwerk professioneller Bewältigung des Unerwarteten, der improvisierenden Meisterung von Irritationen. Manche Menschen haben dafür ein intuitives Vorgefühl, eine antizipatorische Ahnung aus der gegenwärtigen Situation, was kommen wird.« (Schmitz 2017b: 143).

Unerwartete, irritierende Herausforderungen sind der Prototypus für wirkliche Situationsprobleme, die kreatives Handeln erfordern. Kreatives Handeln ist darüber hinaus bei festgefahrenen, fort dauernden Problemen der zentrale Handlungstypus, wenn es darum geht, eine neue Sicht der Dinge ins Spiel zu bringen. All das sollte soweit unstrittig sein, dass die Lösung wirklicher Situationsprobleme etwas mit Kreativität zu tun hat. Nur, in welcher Hinsicht ist hier vom kreativen *Handeln* die Rede? Was genau meint hier Handeln? Das gilt es zu klären, schließlich ist das der zentrale Begriff jeder soziologischen Handlungstheorie.

Zur Beantwortung der Frage, welches Verständnis von Handeln eine neophänomenologisch-soziologische Handlungstheorie vertritt, soll auf den Praxisbegriff der Neuen Phänomenologie zurückgegriffen werden. Schmitz unterscheidet zwei Praxis-Stufen, eine »präpersonale« und eine darauf aufbauende »personale«. Mit *präpersonaler Praxis* meint Schmitz »die tierische und quasitierische [Praxis; R.G.] routinisierte menschlicher Tätigkeiten (etwa zweckmäßiger Primitivreaktionen in Schrecksituationen und automatische flüssige Bewegungen)« (Schmitz 2017a: 155). Präpersonale Praxis ist die grundlegende tier- und menschliche »*Aktivität*« (ebd.: 156), die durch zwei Merkmale gekennzeichnet ist: Sie basiert erstens auf dem vitalen Antrieb – der antreibenden (weil sich wechselseitig hemmenden) Verschränkung von Engung und Weitung – und zweitens der Steuerung des vitalen Antriebs durch den Programmgehalt der relevanten Situation. Wer Durst verspürt, greift routiniert zu dem vor ihm stehenden Wasserglas und trinkt. Die leibliche Tatsache Durst wird von dem programmatischen Wunsch gesteuert, ihn zu löschen, wobei es des motorischen Körperschemas bedarf, um den Impuls in eine Körperbewegung – die Aktivität des automatischen Greifens und zum-Mund-Führens des Wasserglases – zu übertragen. Die *personale Praxis* unterscheidet sich von der präpersonalen dadurch, dass zur leiblichen Aktivität das Wollen hinzukommt, wodurch die Aktivität zum »*Handeln*« (ebd.) wird. Wie oben erläutert, versteht Schmitz unter Wollen eine

Absichtsbildung plus Zuwendung des vitalen Antriebs an die Absicht zu deren Realisierung. Wer nur die Absicht hat, den Rasen zu mähen, aber nicht den vitalen Antrieb, die Absicht in die Tat umzusetzen, mäht den Rasen nicht. In diesem Beispiel erfolgt das Handeln mittels Körperbewegungen, daneben gibt es auch Handeln ohne Körperbewegungen, wofür Schmitz als Beispiel das Kopfrechnen (ebd.: 158) nennt. Dieses ohne das motorische Körperschema angeleitete Handeln könnte man Denken nennen, jenes mit Körperbewegungen Agieren.

Mit diesem neophänomenologischen Praxisverständnis ist es nun möglich, einen für die soziologische Handlungstheorie nützlichen Begriff kreativen Handelns zu formulieren, der differenzierter ist als jener von Joas. Während Joas, wie dargelegt, kreatives Handeln recht allgemein als situiertes Problemlösen bezeichnet, kennt die neophänomenologisch-soziologische Handlungstheorie *vier Dimensionen situierten kreativen Handelns* (zusammenfassend siehe Abb. 4). Dabei gilt es zu betonen, dass aus Sicht der NPS, anders als bei Joas, nicht jede Praxisform eine kreative Dimension aufweist. Präpersonale, leibliche Aktivitäten sind nichtkreativ. Der Grund hierfür ist, dass das instinktive oder routinisierte (quasi-automatische) Tun voll und ganz in der Situation gefangen ist. Auf dieser Praxisstufe fehlt das für die Kreativität wesentliche Moment der Explikation aus der Situation. Kreatives Handeln findet auf personaler Ebene statt, und dies, wie gesagt, in vierfacher Ausprägung.

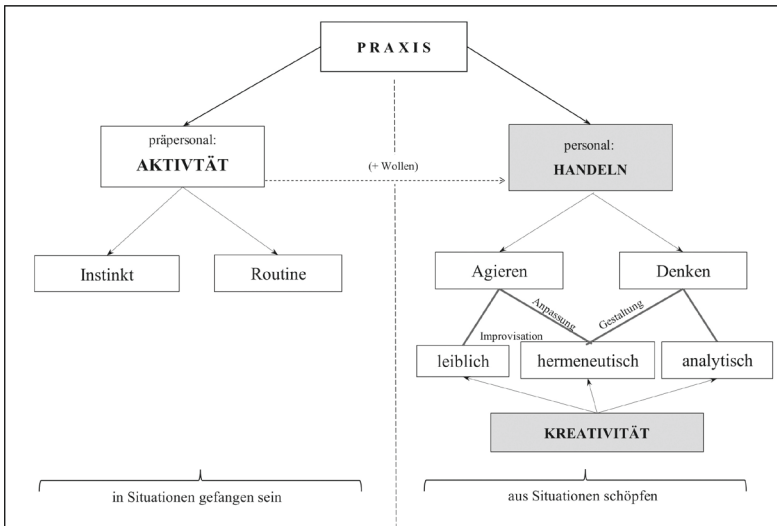


Abbildung 4: Dimensionen kreativen Handelns

Das Schöpfen aus der binnendiffusen Bedeutsamkeit gemeinsamer Situationen kann erstens als *leiblich-kreatives Agieren* erfolgen. Die praktische Problemlösung im Sinne der Beantwortung der Frage »Was soll ich tun?« gelingt hier auf die Weise, dass der Nomos der Situation vorreflexiv erfasst und handelnd beantwortet wird. Der leiblichen Wahrnehmung des Programmgehalts der Situation korrespondiert dabei ein körperliches Tun, etwa die »Kunst, bei der Begegnung auf der Straße ohne Zusammenstoß am Anderen vorbeizukommen« (Schmitz 2007a: 57). Eng damit verwandt ist zweitens das *hermeneutisch-kreative Agieren*, das auf eine körperliche Anpassung an die gemeinsame Situation abzielt. Die schöpferische Leistung besteht hier vor allem darin, die Atmosphäre der Situation zu erfassen und mit angemessenen Körperbewegungen zu beantworten. Ein Gespür für die Atmosphäre der gemeinsamen Situation kann diese durch spontanes, intuitives körperliches Tun (eine Umarmung, Verbeugung, ein Schritt zurück) retten, wo Worte womöglich fehl am Platz wären. Leiblich-kreatives und hermeneutisch-kreatives Agieren haben eine gemeinsame Schnittfläche, die sich in Situationen zeigt, in denen leibliches Verstehen gefragt ist. Solche Situationen treten häufig unerwartet ein, was zur Folge hat, dass Routinehandlungen nicht greifen. Die körperliche Antwort auf die programmatische Frage, was man hier nun tun solle, ist daher sehr oft improvisierender Art.

Drittens, wenn das praktische Situationsproblem primär mit Worten (und weniger mit körperlichen Handlungen) in dem Sinne gelöst wird, dass bei der Explikation die Integrität der gemeinsamen Situation erhalten bleibt, ist dies dem *hermeneutisch-kreativen Denken* geschuldet. Mit den richtigen Worten, die es zu finden gilt, kann es gelingen, Situationen so zu gestalten, dass sie nicht auseinanderbrechen, vielmehr in eine positive Richtung verlaufen. In einer hitzigen Diskussion ist es oft hilfreich, wenn einer der Beteiligten den »springenden Punkt herausgreift« (Schmitz), an dem sich die Diskussion entzündet hat, und so eine neue Sicht der Dinge ins Spiel bringt, die die Gemüter beruhigt. Zielt das hermeneutisch-kreative Denken somit besonders auf die situativen Atmosphären, richtet sich viertens das *analytisch-kreative Denken* primär auf die Sachverhalte, Programme und (Teil-)Probleme der Situation, die es neu zu ordnen versucht. Kreativ ist das analytische Denken dann, wenn es zu einer »Umstrukturierung der Situation« in der Weise führt, dass »die Bedeutsamkeit [...] wechselt, während der übrige Inhalt der Situation weitgehend bleibt.« (Schmitz 2017a: 151f.). Detektive gehen so vor,²² indem sie Fakten (tatsächliche Sachverhalte) sammeln,

22 Wie Michael Großheim in seinem Vergleich der beiden Meisterdetektive Jules Maigret und Sherlock Holmes gezeigt hat, gehen keineswegs alle Detektive analytisch-kreativ denkend vor. Der klassische, weil geniale Repräsentant konstellationistischer Detektivarbeit ist Holmes, während Maigret ein

Hypothesen entwickeln und verwerfen, weil neue Fakten aufgetaucht sind, die Wünsche und Hoffnungen (Programme), Sorgen und Nöte (Probleme) der Beteiligten deutlich geworden sind etc., bis sie irgendwann das chaotisch Mannigfaltige dieses Situationsproblems konstellationistisch durchdrungen haben. Die Einzelheiten der Situation liegen dann auf dem Tisch, sind neu angeordnet, die Situation ist in den Griff genommen, der Fall gelöst.

Die vier Dimensionen kreativen Handelns sind selbstverständlich in einem analytischen Sinne zu verstehen. Realiter liegt diese Trennung so (eindeutig) nicht vor. Im Falle konkreter Situationsprobleme ist davon auszugehen, dass für deren Lösung mehrere Dimensionen kreativen Handelns notwendig oder zumindest hilfreich sind.

4.4 Fazit

Der Text hatte das Ziel, auf der Grundlage einer Auseinandersetzung mit dem Neopragmatismus von Hans Joas und der Neuen Phänomenologie von Hermann Schmitz Eckpunkte einer neophänomenologisch-soziologischen Handlungstheorie zu formulieren. Als deren zentraler Begriff wurde das *kreative Handeln* eingeführt. Kreativität ist das handlungstheoretische Korrelat zum methodologischen Situationismus der NPS: Menschen leben in gemeinsamen Situationen, Situationen weisen neben Sachverhalten und Programmen auch Probleme auf, und Probleme werden durch kreatives Handeln gelöst. Analytischer Ausgangspunkt der neophänomenologisch-soziologischen Handlungstheorie sind damit *Situationsprobleme* und nicht Handlungsprobleme. Konkret sind es *wirkliche*, nämlich leiblich-affektiv betroffen machende Situationsprobleme, die kreatives Handeln erfordern oder zumindest nahelegen. Reale Situationsprobleme können demgegenüber auch nichtkreativ, das heißt routinemäßig oder rational, gelöst werden. Wirkliche Situationsprobleme müssen dabei keineswegs ›groß‹ im Sinne von erschütternd oder niederschmetternd sein. Sie zeigen sich vielmehr in jeglicher Irritation, die aufgrund einer Unterbrechung des gewohnten Handlungsverlaufs eintritt, was auch bei ›kleinen‹ Problemen der Fall ist. Handlungstheoretisch ist daran bedeutsam, dass das Subjekt der neophänomenologisch-soziologischen Handlungstheorie nicht nur der handelnde Akteur ist, sondern gleichermaßen der *Patheur*, dem das Situationsproblem widerfährt.²³ Die

Situationist ist, der seine Fälle mit Hilfe seiner überragenden hermeneutischen Intelligenz löst. Vgl. Großheim (2010: 62–70).

- 23 Die gleichrangige Bedeutung von Akteur und Patheur korrespondiert der etymologischen Bedeutung des Wortes Kreativität, der zufolge Kreativität sowohl aktives, schöpferisches Handeln als auch passives

Lösung des Situationsproblems kann dann in Abhängigkeit von diesem auf unterschiedlich kreative Weise erfolgen: Das *leiblich-kreative Agieren* wie auch das *hermeneutisch-kreative Agieren* sind dabei explizit körperlich ausgeführte Arten des Handelns, während das *hermeneutisch-kreative Denken* und das *analytisch-kreative Denken* ohne äußerlich wahrnehmbare Körperbewegungen geschehen.

Aus der konzeptionellen Einbettung kreativen Handelns in gemeinsame Situationen folgt, dass jedes kreative Handeln vom Nomos der Situation angeleitet ist, wie auch Ziele und Zwecke integrale Bestandteile kreativen Handelns sind. Die neophänomenologisch-soziologische Handlungstheorie integriert damit normorientiertes, rationales und kreatives Handeln. Wie diese Integration des homo sociologicus, homo oeconomicus und homo creativus genau aussieht, gilt es in der weiteren Ausarbeitung der neophänomenologisch-soziologischen Handlungstheorie als nächstes zu klären. In Anlehnung an Joas' neopragmatistische Theorie des kreativen Handelns, der sie die Idee der Kreativität als Problemlösung (und damit einen wertfreien Kreativitätsbegriff) verdankt, hat die neophänomenologisch-soziologische Theorie kreativen Handelns als zweites die gesellschaftstheoretische Bedeutung kreativen Handelns herauszuarbeiten.

Literatur

- Böhler, Dietrich (1985): *Rekonstruktive Pragmatik. Von der Bewußtseinsphilosophie zur Kommunikationsreflexion: Neubegründung der praktischen Wissenschaften und Philosophie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Böhme, Gernot (2001): *Asthetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre*, München: Fink.
- de Shazer, Steve (1987): *Wege der erfolgreichen Kurztherapie*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Duden (1997): *Das Herkunftswörterbuch*, Mannheim et al.: Cornelsen.
- Goffman, Erving (1986): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Großheim, Michael (2010): »Von der Maigret-Kultur zur Sherlock-Holmes-Kultur. Oder: Der phänomenologische Situationsbegriff als Grundlage einer Kulturkritik«, in: Michael Großheim/Steffen Kluck (Hg.): *Phänomenologie und Kulturkritik. Über die Grenzen der Quantifizierung*, Freiburg/München: Karl Alber, 52–84.

Geschehenlassen meint. Kreativität geht einerseits zurück auf das lateinische Wort *create*, was so viel wie »erschaffen, zeugen, ins Leben rufen« bedeutet und womit das aktive Tun angesprochen ist. Andererseits hat es die lateinische Wurzel *crescere*, was mit »wachsen, zunehmen« oder »geschehen« übersetzt werden kann und worin sich etwas Passives zeigt (vgl. Duden 1997: 366).

- Gugutzer, Robert (2017): »Leib und Situation. Zum Theorie- und Forschungsprogramm der Neophänomenologischen Soziologie«, in: *Zeitschrift für Soziologie* (2017/3), 147–166.
- Gugutzer, Robert (2012): *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Untersuchungen*, Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, Robert (2009): »Doping im Spitzensport der reflexiven Moderne«, in: *Sport und Gesellschaft* (2009/1), 3–29.
- Hasse, Jürgen (2010): »Raum der Performativität. ›Augenblicksstätten‹ im Situationsraum des Sozialen«, in: *Geographische Zeitschrift* (2010/2), 65–82.
- Joas, Hans (1992a): *Die Kreativität des Handelns*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Joas, Hans (1992b): »Einleitung: Schritte zu einer pragmatistischen Handlungstheorie«, in: ders., *Pragmatismus und Gesellschaftstheorie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 7–22.
- Joas, Hans (1992c): »Von der Philosophie des Pragmatismus zu einer soziologischen Forschungstradition«, in: ders., *Pragmatismus und Gesellschaftstheorie*, Frankfurt a.M.: suhrkamp, 23–65.
- Joas, Hans/Wolfgang Knöbl (2004): *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Julmi, Christian/Ewald Scherm (2017): »Leibliche, hermeneutische und analytische Kreativität«, in: Stefan Volcke/Steffen Kluck (Hg.), *Körperskandale. Zum Konzept der gespürten Leiblichkeit*, Freiburg/München: Karl Alber, 249–274.
- Münch, Richard (2007): »Die Kreativität des Handelns: Hans Joas«, in: ders., *Soziologische Theorie (Bd. 2)*, Frankfurt/New York: Campus, 329–345.
- Schmitz, Hermann (2017a): »Praxis in der Sicht der Neuen Phänomenologie«, in: ders., *Zur Epigenese der Person*, Freiburg/München: Karl Alber, 148–161.
- Schmitz, Hermann (2017b): »Geschichte als Herausforderung durch das Unerwartete«, in: ders., *Zur Epigenese der Person*, Freiburg/München: Karl Alber, 137–147.
- Schmitz, Hermann (2015a): »Leibliches Verstehen«, in: ders., *selbst sein. Über Identität, Subjektivität und Personalität*, Freiburg/München: Karl Alber, 209–225.
- Schmitz, Hermann (2015b): »Erfahrung als leibliches Verstehen«, in: ders., *selbst sein. Über Identität, Subjektivität und Personalität*, Freiburg/München: Karl Alber, 226–237.
- Schmitz, Hermann (2014): *Atmosphäre*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2013): »Kreativität erleben«, in: Christian Julmi (Hg.), *Gespräche über Kreativität. Philosophische Annäherungen an ein subjektives Phänomen*, Bochum/Freiburg: Projektverlag, 17–42.
- Schmitz, Hermann (2012): *Im Reich der Normen*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2011): *Der Leib*, Bonn: Bouvier.

- Schmitz, Hermann (2010a): *Bewusstsein*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (2010b): »Von der Verhüllung zur Verstrickung. Der Mensch zwischen Situationen und Konstellationen«, in: Michael Großheim/Steffen Kluck (Hg.), *Phänomenologie und Kulturkritik. Über die Grenzen der Quantifizierung*, Freiburg/München: Karl Alber, 37–51.
- Schmitz, Hermann (2007a): *System der Philosophie, Band V: Die Aufhebung der Gegenwart*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (2007b): *Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie*, Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (2005): *Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie totaler Vernetzung*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schößler, Sabine (2011): *Der Neopragmatismus von Hans Joas. Handeln, Glaube und Erfahrung*, Münster: LIT-Verlag.
- Schubert, Hans-Joachim (2010a): »Einleitung«, in: ders. u.a. (Hg.), *Pragmatismus zur Einführung*, Hamburg: Junius, 9–11.
- Schubert, Hans-Joachim (2010b): »Charles Sanders Peirce – Philosophie der Kreativität«, in: ders. u.a. (Hg.), *Pragmatismus zur Einführung*, Hamburg: Junius, 13–47.
- Schubert, Hans-Joachim (2010c): »Hans Joas – Die Kreativität des Handelns«, in: ders. u.a. (Hg.), *Pragmatismus zur Einführung*, Hamburg: Junius, 166–195.
- Uzarewicz, Michael (2011): *Der Leib und die Grenzen des Sozialen. Eine neophänomenologische Soziologie des Transhumanen*, Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Watzlawick, Paul/John Weakland/Richard Fish (1979): *Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels*, Bern: Verlag Hans Huber.
- Weber, Max (1980): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen: Mohr.

5. Leibliche Erkenntnis

Methodologische Konsequenzen

Die Körpersoziologie zählt seit gut zwei Jahrzehnten zu den bommenden Teildisziplinen der Soziologie (vgl. Gugutzer 2022; Schmincke 2021). Bei allen thematischen, theoretischen und methodischen Unterschieden der soziologischen Beschäftigung mit dem Körper zeigt sich dabei eine grundlegende Gemeinsamkeit: Die Körpersoziologie beschäftigt sich mit dem oder den Körpern als *Gegenstand* soziologischer Untersuchung, um etwas über Körper zu erfahren. Verglichen mit dieser Fokussierung auf den Körper als Forschungsobjekt ist die Auseinandersetzung mit dem Körper als *Subjekt* soziologischen Forschens ausgesprochen randständig. Angesichts des programmatischen Anspruchs der Körpersoziologie, den Körper als konstitutive Bedingung sozialen Handelns und sozialer Ordnung in der Soziologie zu etablieren, kann das durchaus überraschen. Entsprechend dieses Anspruchs wäre doch zu erwarten, dass die Körpersoziologie ihre Programmatik selbstreflexiv auf das eigene Tun anwendet und zeigt, welche Rolle die Körperlichkeit der Soziologin und des Soziologen für deren wissenschaftliches Handeln und die Produktion soziologischer Forschungsergebnisse spielt. Nahe liegend wäre es mit anderen Worten, dass die Körpersoziologie gezielt der Frage nachgeht, wie *mittels* des forschenden Körpers soziologische Erkenntnisse hervorgebracht werden können.

Dass die Körpersoziologie diese Frage im Großen und Ganzen kaum behandelt, dürfte damit zu tun haben, dass auch in der Soziologie das traditionelle Wissenschaftsbild vorherrscht, wissenschaftliche Erkenntnis sei das Ergebnis einer bloßen Verstandesleistung und habe mit leiblichen Regungen, Gefühlen, Stimmungen, körperlichen Performanzen etc. nichts zu tun oder sollte zumindest nichts damit zu tun haben. Damit verbunden ist die ebenso traditionelle Auffassung, in der wissenschaftlichen Arbeit sei zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt zu trennen, womit einhergeht, die Subjektivität der Forscherin und des Forschers aus dem Erkenntnisprozess auszuklammern und alle Aufmerksamkeit auf das zu erkennende Objekt zu richten. De facto folgt die Körpersoziologie mehrheitlich dieser Idee und richtet den Fokus daher typischerweise auf das Erkenntnisobjekt, deutlich seltener auf die Interaktion zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt und am wenigsten auf das erkennende Subjekt. Und selbst dort, wo »Subjektivität und Selbstreflexivität« im Forschungsprozess thematisiert werden (vgl. dazu zum Beispiel die beiden Schwerpunktausgaben der Online-Zeitschrift Forum Qualitative Sozialforschung 3/2002 und 2/2003), findet

sich selten eine explizite Auseinandersetzung mit der körperlich-leiblichen Dimension von Subjektivität.

In Anbetracht dieser Forschungslage verfolgt der vorliegende Text das Ziel, den programmatischen Anspruch der Körpersoziologie zumindest so weit in die Tat umzusetzen, dass deutlich wird, in welcher Hinsicht *in der Subjektivität des Leiblichen und Körperlichen ein bedeutendes Erkenntnispotenzial* liegt. In den Worten von Loïc Wacquant geht es darum, den »Wert einer leiblichen Soziologie« kenntlich zu machen, einer Soziologie, »die sich nicht allein *auf* den Körper im Sinne eines Objekts *bezieht*, sondern vom Körper aus als Untersuchungsinstrument und Vektor der Erkenntnis *ausgeht*« (Wacquant 2003: 270; Herv. im Orig.). In der Soziologie finden sich vor allem ethnografische und phänomenologische Begründungen eines solchermaßen »epistemologischen Korporalismus« (Gugutzer 2006: 35 ff.). Exemplarisch für die *Ethnografie* wird im Folgenden Wacquants »carnal sociology« kurz vorgestellt, da diese gegenwärtig einen der einflussreichsten soziologischen Ansätze einer verkörperten Epistemologie darstellt (5.1). Im Weiteren stehen dann *phänomenologische* Ansätze im Mittelpunkt, weil es deren begriffliche Unterscheidungen von *Leib und Körper* sowie *Quelle und Instrument* der Erkenntnis ermöglichen, konkret herauszuarbeiten, wie die Verkörperung – im Sinne einer Dualität von Leib und Körper (vgl. dazu Gugutzer 2012: 42 ff.) – des forschenden Subjekts an der Generierung soziologischen Wissens beteiligt ist. Hierfür werden zunächst die allgemeinen erkenntnisrelevanten leibnahen Strukturmerkmale der wissenschaftlichen Forschungssituation beschrieben (5.2). Anschließend wird erläutert, in welcher Hinsicht der Leib als Erkenntnisquelle (5.3) und der Körper beziehungsweise die körperlich-leibliche Kommunikation als Erkenntnisinstrument fungieren (5.4). Der Beitrag endet mit einigen Überlegungen zu den Problemen und Herausforderungen der methodischen Umsetzung eines epistemologischen Korporalismus (5.5).

5.1 *Doing sociology* mit »Fleisch und Blut«

Die Frage nach dem Erkenntnispotenzial des Körpers wird in der Soziologie allen voran in ethnografischen und praxeografischen (vgl. Schmidt 2011: 49) Ansätzen gestellt. Einen wichtigen Ausgangspunkt für diese stellt die praxeologische Erkenntnistheorie Pierre Bourdieus dar (vgl. dazu Gugutzer 2006: 36ff.). Nach Bourdieu existiert neben der »theoretischen« Erkenntnis der Wissenschaft eine »praktische« Form der Erkenntnis, die vor allem außerhalb der »scholastischen Welten« (Bourdieu 2001: 184) bedeutsam sei, etwa im Sport, Tanz oder der Musik. In solchen sozialen Feldern erfolgt Handeln typischerweise unter Zeitdruck,

was zur Folge hat, dass die Logik alltäglicher Praxis keinen zeitaufwändigen Reflexionsprozess erlaubt, stattdessen spontanes, intuitives, improvisiertes oder kreatives Handeln verlangt. Aus diesem Grund ist die *praktische Erkenntnis* primär eine *körperliche* Form der Erkenntnis. Oder wie Bourdieu sagt: Die »körperliche Erkenntnis« ermöglicht ein »praktisches Erfassen der Welt« (Bourdieu 2001: 174). Körperliche Erkenntnis bezeichnet Bourdieu auch als ein »Verstehen mittels des Körpers« (Bourdieu 1992: 205), das durch die Einverleibung sozialer Strukturen und den Erwerb eines feldspezifischen Habitus möglich werde.

Während Bourdieu die Relevanz körperlicher Erkenntnis für soziale Handlungsfelder außerhalb der Wissenschaft reserviert, betont sein Schüler Wacquant, dass diese Erkenntnisform ebenso innerhalb des akademischen Universums bedeutsam sei. Wacquant macht deutlich, dass auch die professionelle Praxis des *doing sociology* (Gugutzer 2006: 38ff.) eine dezidiert körperlich-leibliche Praxis ist: Die sozialen Akteure der Wissenschaft produzieren im *Medium* ihrer Verkörperung soziologische Erkenntnisse. In diesem Sinne plädiert Wacquant »for a sociology of flesh and blood«, mit der er zugleich einige Grundprobleme der Soziologie zu lösen versucht. Dazu gehören wesentlich die »problematischen Vorstellungen vom (dualistischen) handelnden Subjekt, von (äußerlicher) Struktur und (mentalistischem) Wissen« (Wacquant 2015: 70). Wacquants »carnal sociology« umgeht diese Probleme, indem sie den sozialen Akteur als eine »sinnliche, leidende, kunstfertige, sedimentierte und situierte körperliche Kreatur« auffasst, die sowohl das »Ergebnis« sozialer Handlungen als auch der Gestalter sozialer Ordnung ist. Daher erhält hier das verkörperte praktische Wissen – der Habitus – eine Vorrangstellung hinsichtlich der Konstruktion sozialer Wirklichkeit.

Für die soziologische Rekonstruktion des »inkarnierten Handlungswissens« (ebd.: 72) sozialer Akteure ist Wacquant zufolge die »enaktive Ethnografie« (ebd., S. 74) der methodische Königsweg. Hierbei handelt es sich um eine »umfassende Feldforschung, in deren Zuge die [sic] Forscher das zu untersuchende Phänomen (beziehungsweise einige Elemente davon) selbst durchlebt, Schicht für Schicht dessen unsichtbare Eigenschaften freilegt und die hier wirkenden Mechanismen untersucht« (ebd.). Die enaktive Ethnografie ist mit anderen Worten eine Forschungsmethode, die zu soziologischen Erkenntnissen gelangt, indem der:die Forscher:in mit Haut und Haar in das Forschungsfeld involviert ist, mit Fleisch und Blut das ihn:sie interessierende wissenschaftliche Phänomen erlebt, spürt, in sich aufsaugt und bearbeitet; dafür bedarf es allerdings eines gewissen Maßes an »Mut und Ausdauer« (ebd.: 75). Wacquants Arbeit zum Erwerb eines boxerischen Habitus kann als hierfür paradigmatische Studie gesehen werden (Wacquant 2003; s.u.), da sie sehr genau nachzeichnet, wie der Forscher:innenkörper methodisch als »intelligentes Instrument der praktischen Wissensproduktion« (ebd.: 76) genutzt werden kann.

Wacquants karnale Soziologie macht ernst mit einer körperbasierten Epistemologie, wirft jedoch die Frage auf, inwiefern ihre methodologischen Prinzipien auch für andere Methoden als der (enaktiven) Ethnografie – einschließlich standardisierter Forschungsmethoden – gelten wie auch für eine nicht-empirische, rein theoretische (»Schreibtisch«-)Soziologie. In terminologischer Hinsicht ist außerdem zu fragen, wie hilfreich eigentlich die Metapher einer »Soziologie von Fleisch und Blut« ist. Dass Fleisch (»die sichtbare Oberfläche des lebendigen Körpers«) und Blut (der »innere[] Kreislauf des Lebens [...], das in den Tiefen des Körpers pulsiert«; ebd.:74) einen analytisch höheren Wert besitzen sollen als die phänomenologische Differenzierung von Körper und Leib (vgl. Gugutzer 2022: Kap. II), darf bezweifelt werden.

5.2 Phänomenologie der Forschungssituation

Die genannten Kritikpunkte lassen sich mit einem phänomenologisch begründeten epistemologischen Korporalismus vermeiden, da dieser *jede* Art wissenschaftlichen Forschens als grundsätzlich verkörperte Tätigkeit in den Blick nimmt. Ausgangspunkt dafür ist ein spezifisch phänomenologisches Verständnis der *Situation* »Forschen«: Im Sinne der Neuen Phänomenologie (Schmitz 1990) lässt sich wissenschaftliches Forschen als eine Situation beschreiben, die Strukturmerkmale aufweist, welche unweigerlich die Leiblichkeit und Körperlichkeit wissenschaftlichen Handelns und Erkennen betreffen.¹

Jedes wissenschaftliche Arbeiten findet in einer Situation statt. Ob zu Hause am Schreibtisch, im Büro unter Kolleg:innen, bei einem Interview, im empirischen Feld oder auf einer Fachtagung, immer ist das Forschungshandeln eingebettet in eine Situation. Gemeinsam ist den verschiedenen Forschungssituationen eine allgemeine Struktur, die sich mit Hermann Schmitz (1990: 65) wie folgt beschreiben lässt: Forschen als *Situation* ist eine »chaotisch-mannigfaltige Ganzheit«, zu der »Sachverhalte«, »Programme« und zumeist auch »Probleme« gehören (ebd.: 66). Wer etwa an einem Artikel für ein Handbuch schreibt und sich dafür in sein Zimmer zurückzieht, hat mit dem *Sachverhalt* Artikelschreiben zu tun, folgt dabei *Programmen* wie den inhaltlichen Erwartungen und formalen Vorgaben der Herausgeber:innen, wissenschaftlichen Gütekriterien, dem persönlichen Wunsch nach Anerkennung etc., und ist gegebenenfalls mit *Problemen* wie der Schwierigkeit, eine schlüssige Argumentation zu entwickeln, oder dem Lärm aus der Nachbarwohnung konfrontiert. Die Forschungssituation ist dabei *chaotisch-mannigfaltig* in dem Sinne, dass ihre einzelnen Elemente (Personen, Computer, Bücher,

1 Zum Situationsbegriff von Schmitz siehe oben Kap. 2.3 und 3.2.

Raumklima, Zeitdruck, Gefühlslage, Wissenslücken etc.) in keiner festen Form miteinander verwoben sind, diese gleichwohl eine nach außen abgegrenzte Ganzheit darstellt, aufgrund derer das Arbeiten in der Wohnung sich beispielsweise von jenem im Büro und erst recht von Gartenarbeit unterscheidet. All das gilt prinzipiell auch für »aktuelle gemeinsame Situationen« (ebd.: 76ff.), in denen mehrere Personen gleichzeitig anwesend sind und miteinander kommunizieren und interagieren.

Wissenschaftliches Forschen als eine Situation in dem genannten Sinne ist außerdem ein Geschehen *voller pathischer*, das heißt *leiblich-affektiver Momente* – und zwar nicht erst dann, wenn Probleme auftreten, aufgrund derer man sich ärgert oder deren Lösung enorm anstrengend ist. Zwei leiblich-affektive Merkmale charakterisieren die Forschungssituation grundsätzlich.

Zum einen zeichnet sich eine Forschungssituation durch eine Vielzahl und Vielfalt an *Eindrücken* aus, und Eindrücke werden vom Forschungssubjekt leiblich wahrgenommen. Wissenschaftliches Arbeiten ist geprägt durch »impressive Situationen« (ebd.: 53), die umso erkenntnisrelevanter sind, je *eindrücklicher*, je *eindrucksvoller* sie sind. Der unklare, verwirrende oder überraschende Eindruck einer Interviewsituation etwa drängt sich dem Forscher auf, geht ihm nahe, berührt oder erschreckt ihn und ist daher nicht nur persönlich bedeutsam, sondern gleichermaßen für den Forschungsprozess wichtig. Dasselbe gilt für den chaotischen Eindruck, den die Ethnografin in dem ihr fremden Feld hat, vor allem, wenn sie sich dort das erste Mal aufhält: Diese Situation ist für sie im wörtlichen, das heißt leiblichen Sinne eindrucksvoll, eben weil sie unvertraut, unüberschaubar, diffus ist. Eine der Hauptaufgaben der Ethnografin besteht deshalb darin, das sie ergreifende Chaos der Situation zu ordnen.

Zum Zweiten erscheinen Forschungssituationen, wie nahezu alle Situationen, als »*gefühlshafte Atmosphären*, die leiblich mehr oder weniger ergreifen (können) und soziales Handeln beeinflussen (können)« (Gugutzer 2012: 74f.; Herv. im Orig.; s.o. Kap. 3.1). Die konzentrierte Arbeitsatmosphäre zu Hause, die lockere und lebendige Atmosphäre in einer Arbeitsgruppe, die angespannte Stimmung in der Abteilung, die hitzige oder aggressive Atmosphäre in einer Diskussion – solche und andere Atmosphären werden das wissenschaftliche Arbeiten jedenfalls dann beeinflussen, wenn sie leiblich-affektiv nahe gehen und nicht nur nüchtern-registrierend zur Kenntnis genommen werden. Man denke an die Vorliebe nicht weniger Wissenschaftler:innen, in der dichten Stille einer nächtlichen Umgebung zu arbeiten, die damit zu tun hat, dass sie diese Atmosphäre der Ruhe und Dunkelheit als Konzentrations- und Kreativitätsförderlich empfinden.

Hält man sich nur diese beiden allgemeinen pathischen Merkmale der Forschungssituation vor Augen, ist offenkundig, dass Leib und Körper

unmittelbar an der Produktion wissenschaftlicher Erkenntnisse beteiligt sind. Berücksichtigt man außerdem noch all die vermeintlich banalen leiblich-körperlichen Begleiterscheinungen des *doing sociology* wie Reden, Zuhören und Schreiben, Antipathie und Sympathie, Unsicherheit, Angst, Freude oder Lust, Müdigkeit, Hunger, Rückenschmerzen, Augenbrennen etc. (vgl. Gugutzer 2015: 140ff.), wird erst recht ersichtlich, dass die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion eine verkörperte Tätigkeit ist. Weil das leiblich-affektive Sich-Befinden des Forschungssubjekts in der Forschungssituation in jedem Fall auf irgendeine Weise Einfluss nimmt auf den Erkenntnisprozess, impliziert eine verkörperte Epistemologie notwendig einen methodologischen Situationismus.

5.3 Der Forscherleib als Erkenntnisquelle

Der Blick auf das verkörperte Forschungssubjekt korrigiert den auch in der Körpersoziologie faktisch vorherrschenden cartesianischen Dualismus, indem er darauf hinweist, dass die Generierung soziologischen Wissens kein reiner Denkprozess ist, vielmehr ein durch und durch leibliches Phänomen. Dass Denken kein ausschließlich kognitives, neurophysiologisches Geschehen ist, sondern unweigerlich mit dem Organismus und der Umwelt verknüpft ist, ist eine These, die aktuell besonders von der »embodied cognition«-Forschung vertreten wird (vgl. als Überblick Gallagher 2012). Sinngleich bezeichnet der Psychiater und Phänomenologe Thomas Fuchs (2007) das Gehirn als ein »Beziehungsorgan«, das seine Funktionen nur in Relation zum »restlichen« Körper sowie zu seiner materiellen und sozialen Umwelt ausüben kann. Insofern das Gehirn zwischen lebendigem Organismus und Umwelt vermittelt, ist Denken weder ein reines Bewusstseins- noch ein rein physiologisches, sondern ein leibliches Phänomen. »Denken ist leiblich«, so der Phänomenologe Guido Rappe (2012: 324–389), der Leib in diesem Sinne die Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis, weshalb Karl-Otto Apel (1985) auch vom »Leibapriori der Erkenntnis« spricht.

Die Rede vom Leib als Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis impliziert allerdings, dass zur *Verwirklichung* von Erkenntnis noch etwas Anderes notwendig ist. Die leibliche Selbsterfahrung in der Forschungssituation ist nicht schon per se eine Form von Erkenntnis, sondern wird zu dieser erst infolge der im Medium der Sprache vorgenommenen Reflexion auf das eigenleiblich Gespürte (vgl. Schürmann 2008: 53). (Das damit verbundene methodische Problem wird in Kap. 5.5 besprochen.) Der *Forscherleib* ist daher, wie man mit Anke Abraham sagen kann, im engeren Sinne erst mal »nur« eine »Erkenntnisquelle« (Abraham 2002: 182 und öfter; daran anknüpfend: Jäger/König 2020) – und zwar eine Quelle,

aus der zumeist unreflektiert geschöpft wird, wenn und weil den leiblich-affektiven Empfindungen im Forschungsalltag keine bewusste Aufmerksamkeit geschenkt wird. Eine Quelle der Erkenntnis sind leiblich-affektive Regungen wie Staunen, Stutzen, Unbehagen oder Ärger insofern, als sie das Forschungssubjekt aufmerken lassen und dadurch dessen kontinuierlichen Denkprozess ins Stocken bringen oder ganz unterbrechen. Allgemein gesagt besteht das Erkenntnispotenzial solcher pathischer Erfahrungen darin, dass sie einer Differenzenerfahrung entsprechen, und Differenzenerfahrungen die Grundlage von Erkenntnis sind – frei nach Gregory Bateson: Erkenntnis basiert auf der Wahrnehmung eines Unterschieds, der einen Unterschied macht. Eine Erkenntnisquelle sind *leiblich-affektive Differenzenerfahrungen* dabei vor allem dann, wenn sie sich dem Forschungssubjekt als *leibliche Irritation* beziehungsweise als *spürbare Widerständigkeit* aufdrängen (vgl. Gugutzer 2015: 142).

Eine leibliche Irritation liegt beispielsweise vor, wenn man beim Lesen eines Textes an eine Stelle gelangt, an der man denkt: »Das stimmt doch nicht!« Oder: »So ein Unsinn!« Ein solcher Gedanke äußert sich als spürbares Aufmerken und markiert daher eine Zäsur im kontinuierlichen Bewusstseinsstrom. Man denkt dann nicht nur »Unsinn«, sondern man empfindet diesen »Unsinn« auch als inneren Widerstand, der sich zeitgleich mit dem Gedanken zeigt. Denken ist leiblich. Wer sich wirklich über eine Formulierung, Ansicht, These, eine Theorie oder einen Autor aufregt, tut dies nicht nur intellektuell, sondern gleichermaßen spürbar. Der Forscherleib drängt sich auf diese Weise als Erkenntnisquelle auf: Wenn sich beim Lesen das Gefühl einstellt, dass hier etwas nicht stimmt, dass es hakt, widersprüchlich oder eben unsinnig ist, liegt eine leiblich-affektive Stellungnahme zum Gelesenen vor, die erkenntnisrelevant insofern ist, als die leiblich wahrgenommene Irritation typischerweise einen Reflexionsprozess in Gang setzt. Im spürbaren Widerstand zeigt sich Sinn: Die These, die Widerstand hervorruft, spricht etwas im Forscher oder der Forscherin an, und deshalb bedeutet sie etwas. *Was* die leiblich-affektive Stellungnahme bedeutet, ist damit natürlich nicht gesagt. Aber *dass* sie etwas bedeutet, ist offenkundig, so dass es darum geht, dem Widerstand nachzuspüren, ihn in Worte fassen und argumentativ zu nutzen. Wollte man daraus einen methodologischen Imperativ formulieren, so könnte er lauten: »Achte besonders auf das, was dich in deiner Forschungsarbeit irritiert! Nimm ernst, was Widerstand in dir hervorruft, anstatt darüber hinwegzugehen!«

Der Forscher:inleib entspricht damit einer Erkenntnisquelle in dem Sinne, in dem beispielsweise Bourdieu und Wacquant von körperlich-praktischer Erkenntnis oder vom körperlichen Verstehen sprechen. Vor dem Hintergrund der phänomenologischen Unterscheidung von Körper und Leib muss es genauer »leibliches Verstehen« (Abraham 2002: 185; Gugutzer 2012: 64ff.) beziehungsweise leibliche Erkenntnis heißen.

Gemeint ist damit ein präreflexiver, nichtbegrifflicher Erkenntnismodus, ein spürendes Verstehen, vergleichbar dem ästhetischen Verstehen eines Kunstwerks (vgl. Stenger 2013: 109ff.) oder dem »erotischen Verstehen« (Merleau-Ponty 1966: 188) einer zwischenmenschlichen Atmosphäre. Leibliche Erkenntnis und leibliches Verstehen sind die subjektiv erlebten Korrelate der chaotisch-mannigfaltigen Forschungssituation. Der Text, das Video oder Interview sind Situationen voller Eindrücke, die nicht-analytisch, sondern synthetisch, als Ganzheit wahrgenommen werden. Sofern sie eine Resonanz im Forscher:inleib erzeugen, der:die Forscher:in zum Beispiel peinlich berührt ist oder ein Aha-Erlebnis hat, hat er:sie etwas verstanden, selbst wenn er:sie (noch) nicht imstande sein sollte zu sagen, was, das begriffliche Verstehen also noch fehlt. Der Leib der Forscherin oder des Forschers fungiert hier als eine Quelle der Erkenntnis, die sich aus dem Leibgedächtnis und den leiblichen Erfahrungen speist und den »Charakter einer ›Spur‹« (Abraham 2002: 203) trägt, der es lohnt zu folgen.

Wie Christine Demmer am Beispiel ihres empfundenen Ekels und ihrer Unsicherheit in narrativen Interviews mit körperlich behinderten Frauen gezeigt hat, besteht dieser Lohn zwar nicht unbedingt darin, vollkommen neue Ergebnisse hervorzubringen, aber doch in einer »erweitern-de[n] Perspektive«, zum Beispiel in einer vom Datenmaterial ausgehenden »Verschiebung des Analysefokus«. So resümiert sie hinsichtlich ihrer eigenen Studie: »Die Interpretation des eigenleiblichen Spürens haben [sic] zum erneuten Lesen bestimmter Passagen angeregt, sie ließen Textstellen bedeutsam erscheinen, die zuvor nicht im Zentrum der Analyse standen« (Demmer 2016: Abs. 33).

5.4 Körperliche und leibliche Kommunikation als Erkenntnisinstrumente

Der Blick auf den Leib als Erkenntnisquelle hat gezeigt (was in den meisten, einschließlich Wacquants Überlegungen zu einer verkörperten Epistemologie unberücksichtigt bleibt), dass die Leiblichkeit der Forscherperson in jeder Sekunde wissenschaftlichen Arbeitens, also auch beim einsamen Denken, Lesen und Schreiben, ein Erkenntnispotenzial birgt. *Doing sociology* ist aber natürlich nicht nur eine einsame Schreibtischangelegenheit, sondern findet sehr häufig in gemeinsamen aktuellen Situationen statt, vor allem, wenn man empirisch forscht. In Lehrbüchern zur qualitativen Sozialforschung findet sich daher regelmäßig der methodologische Appell, den kommunikativ-interaktiven Charakter des Datenerhebungskontextes zu reflektieren. Dies aus dem einfachen Grund, dass zum Beispiel bei der Durchführung eines Interviews, der Leitung

einer Gruppendiskussion oder der Ausübung einer nicht-/ teilnehmenden Beobachtung die Forschungsperson physisch anwesend ist und daher unweigerlich Einfluss auf die Forschungssituation nimmt. Inwiefern aber fungiert die *körperliche und leibliche Kommunikation* zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt(en) als *Erkenntnisinstrument*?

Die körperliche Anwesenheit der Forscherperson scheint auf den ersten Blick von umso größerer Relevanz für den Forschungsprozess zu sein, je stärker der Grad ihres Involviertseins ist. Wer autoethnografisch eine Lebenswelt zu erschließen versucht, muss sich – in den Worten Wacquants – mit »Fleisch und Blut« in sie hineinbegeben, und das am besten über eine längere Zeit. Der Forscher:inkörper ist hier das Erkenntnisinstrument schlechthin, wie beispielsweise Wacquants bereits erwähnte Studie über das »Leben für den Ring« (Wacquant 2003) eindrucksvoll gezeigt hat. In einem vier Jahre währenden Forschungsaufenthalt in einem US-amerikanischen Ghetto hatte Wacquant die Lebensverhältnisse der *black community* dadurch erforscht, dass er sich überwiegend in einem *box gym* aufhielt und durch intensives Training einen Boxer-Habitus entwickelte. Sein Körper fungierte hier als Erkenntnisinstrument in dem Sinne, dass der Forscher gewisse körperliche Kompetenzen mitbrachte und neue erwarb. Am eigenen Leib hat Wacquant so die Logik des ghettospezifischen Boxens erfahren und diese zur Grundlage einer allgemeinen Analyse der Logik sozialer Praxis genutzt. Dass er mit seiner enaktiven Ethnografie fast der Gefahr des *going native* erlag, weist darauf hin, dass der professionelle Forscherkörper sich bei besonders hohem Engagement gegebenenfalls in einen quasi-indigenen Körper transformiert, was aus erkenntnistheoretischer Sicht natürlich zu vermeiden ist.

Der Körper der Forscherin und des Forschers ist nun aber keineswegs nur in der Auto- oder enaktiven Ethnografie ein explizit erkenntnisrelevantes Forschungsinstrument. Er ist dies ebenso zum Beispiel in einem narrativen Interview (vgl. Demmer 2016) oder einem Experteninterview: auch hier bringt die Forscherin ihren Körper mit und setzt ihn womöglich gezielt ein, indem sie sich etwa dem Habitus der Expertin durch Benehmen und Kleidung anpasst. Da man bekanntlich »nicht nicht kommunizieren kann« (Paul Watzlawick), beeinflusst die leibhaftig anwesende und agierende Forscherin jedoch allein mit ihrem Geschlecht und Alter, ihrer Körpergröße und Hautfarbe, ihrer Gestik, Mimik und Stimme den Gesprächsverlauf auf irgendeine Weise, die forschungsrelevant sein kann.

In der sozialwissenschaftlichen Methodenliteratur, einschließlich jener zu standardisierten Forschungsmethoden, ist einiges darüber nachzulesen, wie am Forscher:inkörper ablesbare Zeichen das Antwortverhalten der Interviewten beeinträchtigen können. An einer dezidiert körper- und leibsoziologischen Analyse dieses methodisch relevanten Aspekts der *Interaktion von körperlichem Ausdruck und leiblichem Eindruck*

fehlt es dabei allerdings. Inwiefern und mit welchen Konsequenzen der Forscher:inkörper zusammen mit dem Körper der Interviewten eine gemeinsame impressive Situation bildet, die mindestens stillschweigend, mitunter aber auch bewusst wahrnehmbar die Forschungssituation mitgestaltet, gilt es aus körper- und leibsoziologischer Sicht präzise herauszuarbeiten. Konsens herrscht in der qualitativen Methodenliteratur hingegen darüber, dass das Forschungssubjekt das methodologische Gebot zu befolgen habe, selbstkritisch vor und nach der Teilhabe an der Forschungssituation zu reflektieren, in welcher Hinsicht die eigene körperliche Performance Einfluss auf das Gegenüber nehmen könnte beziehungsweise genommen hat. In diesem Sinne plädiert zum Beispiel Franz Breuer (2000: 45) dafür, dass das Forschersubjekt »ein Bewusstsein und eine Sensibilität hinsichtlich des eigenen ›Reiz-Werts‹ als sozialer Akteur und Person und eine gewisse darauf bezogene Eigenverfügungs-Möglichkeit sowie eine geschärfte Aufmerksamkeit« für den eigenkörperlichen Anteil an der Forschungsinteraktion entwickeln sollte.

Dass der kommunikative Forscher:inkörper ein – mal mehr, mal weniger bewusst eingesetztes, mehr oder weniger explizites – Erkenntnisinstrument ist, liegt hauptsächlich daran, dass der körperliche »Reiz« eine Reaktion provoziert. Wie gesagt, dem Körperausdruck des Forschungssubjekts korrespondiert ein leiblicher Eindruck beim Forschungsobjekt. Das gilt selbstredend auch in umgekehrter Richtung: Der körperliche Ausdruck des Forschungsobjekts ›macht etwas‹ mit dem Forschungssubjekt – es nimmt sich wahr, weil es sein Gegenüber wahrnimmt. Dabei ist es prinzipiell unerheblich, ob das Gegenüber ein menschlicher oder ein nichtmenschlicher Körper ist, etwa Gegenstände, die Atmosphäre des Raums oder anwesende Haustiere. Entscheidend ist die Wahrnehmung am eigenen Leib, die von etwas ausgelöst wird, das nicht dem eigenen Leib zugehört. In den Worten von Schmitz (1990: 135ff.) handelt es sich dabei um »*leibliche Kommunikation*« (s.o. Kap. 2.2). Sie ist für den Forschungs- und Erkenntnisprozess von besonderer Bedeutung.

In der sozialwissenschaftlichen Methodendiskussion wurde auf die Wichtigkeit leiblicher Kommunikation für den Forschungsprozess verschiedentlich, wenn auch mit anderen Begriffen, hingewiesen. So spricht Breuer im Anschluss an Werner Kutschmann von »empathischen Potenzen der Erkenntnis« (Breuer 2000: 39f.) und meint damit die Erkenntnisrelevanz von Erfahrungskategorien wie Einfühlungsvermögen, Imagination oder Mimesis, die sich aus der »prinzipiellen Strukturidentität von Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt« (ebd.) ergebe. Unter Rekurs auf Georges Devereux verweist Breuer außerdem darauf, dass auch das psychoanalytische Konzept der »Gegenübertragung« als leiblich-affektives Erkenntnisinstrument verstanden werden könne, wie Devereux exemplarisch anhand seiner Ausführungen zur »Wissenschaftler-Angst« gezeigt habe (ebd.: 40ff.). Abraham (2002: 192) wiederum hat darauf

hingewiesen, dass Maurice Merleau-Pontys Konzept der »Zwischenleiblichkeit« und Schmitz' Begriff der »wechselseitigen Einleibung« wichtige Bausteine einer nicht-rationalen Erkenntnistheorie seien, der es um das leibliche Verstehen in beziehungsweise von interaktiven Forschungssituationen geht. Voraussetzung für das leibliche Verstehen sei dabei das Zulassen von Nähe und die Bereitschaft, sich von der Forschungssituation berühren zu lassen.

Eine paradigmatische Studie zum Leib als erkenntnisrelevantes Kommunikationsinstrument ist die Untersuchung von Sabine Dörpinghaus (2013) zur Hebammenkunde. Dörpinghaus reflektiert darin ausführlich die Rolle der Forscherin in der Situation des Interviews (ebd.: insb. 217–234). Dabei macht sie deutlich, dass gerade – aber keineswegs ausschließlich – in leibphänomenologischen Interviews, in denen das Spüren (hier: die »Unruhe«) den thematischen Fokus bildet, ein nicht-kognitiver Zugang von Seiten der Forscherin wichtig sei, um den Sinn des von der Interviewten (häufig diffus oder metaphorisch) Gesagten zu verstehen. Wo Sprache an ihre Mitteilungs- und Verstehensgrenzen stößt, ist es der subjektive Eindruck des körperlichen Ausdrucks der Interviewpartnerin, über den es möglich ist, »aus der Mannigfaltigkeit der Situation Bedeutsamkeit zu erschließen« (ebd.: 227). Konkret kann das zum Beispiel heißen, dass man aufgrund der leiblichen Kommunikation in der Erhebungssituation »Nachfragen« stellt (ebd.: 219f.), auf die man nicht käme, wenn die Interviewführung sich ausschließlich auf das gesprochene Wort konzentrierte. Anlehnend an den Buchtitel von Dörpinghaus lohnt es somit, »dem Gespür auf der Spur« zu bleiben, das in der Forschungssituation am eigenen Leib Wahrgenommene ernst zu nehmen und ihm beispielsweise mittels Fragen nachzugehen.

5.5 Fazit

Die Auseinandersetzung mit Leib und Körper als Erkenntnisquelle und Erkenntnisinstrument hat gezeigt, dass Leib und Körper nicht nur soziologische Forschungsobjekte sind, worauf sich die Körpersoziologie hauptsächlich konzentriert, sondern gleichermaßen Forschungssubjekte. Ist der Körper der Forscherin und des Forschers dabei vorrangig ein Erkenntnisinstrument, das bewusst oder unbewusst zur Wissensgenerierung eingesetzt wird, so der *Leib* der Forscherin und des Forschers primär eine Erkenntnisquelle, aus der geschöpft werden kann, sofern den spürbaren Empfindungen im Forschungsalltag, insbesondere den leiblich-affektiven Differenzverfahren, Aufmerksamkeit geschenkt und Bedeutung beigemessen wird. Mehr noch als der Forscher:inkörper als Erkenntnisinstrument ist es der Forscher:inleib als Erkenntnisquelle, der

eine wichtige Ergänzung zum dominanten rationalen Verständnis wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion darstellt. Voraussetzung dafür ist allerdings die Bewältigung einiger typischer Probleme, die sich mit dem Forscher:inleib ergeben. Es sind vor allem vier methodische Herausforderungen, die es zu meistern gilt.

1) *Das Aufmerksamkeitsproblem*: Wie eingangs erwähnt, ist das typische wissenschaftliche Arbeiten dadurch gekennzeichnet, dass der Aufmerksamkeitsfokus auf dem Erkenntnisobjekt liegt, nicht jedoch auf dem erkennenden Subjekt. Ob in einem Interview oder bei einer Beobachtung, ob beim Lesen eines Textes oder Zuhören eines Vortrags, fast immer gilt die Wahrnehmung dem Gegenüber und nicht sich selbst. Man ist im wissenschaftlichen Arbeiten viel weniger bei sich als bei anderen oder anderem. Und selbst wenn man sich seiner selbst gewahr wird, etwa weil man die eigene Unsicherheit im Feld oder die Langeweile im Interview spürt, heißt das nicht, dass daraus der Schluss gezogen wird, diese leiblichen Empfindungen seien wichtig für die eigene Forschungsarbeit. Es bedarf daher zu allererst einer Forschungshaltung, die der leiblich-affektiven Selbstwahrnehmung Wert beimisst und zum Beispiel leibliche Widerstände als relevante Informationen ernst nimmt. Gleichmaßen wichtig ist dabei die Selbstreflexion der eigenen Leib- und Körperbiographie sowie der damit zusammenhängenden Frage, ob das am eigenen Leib Gespürte eher mit einem selbst als Forschungssubjekt oder aber mit dem Forschungsobjekt zu tun hat (vgl. Abraham 2002: 204).

2) *Das Versprachlichungsproblem*: Mit dem Aufmerksamkeitsproblem hängt ein doppeltes sprachliches Problem zusammen. Zum einen müssen die Forscherin und der Forscher selbst eine Sprache für ihre leiblich-affektiven Selbstwahrnehmungen finden, um sie dingfest machen und in ihren Interpretationsprozess einbeziehen zu können. Zum anderen müssen sie ihre Erkenntnisse in den wissenschaftlichen Diskurs einspeisen und zur Diskussion stellen, wofür sie ebenfalls (fach-)spezifische Worte finden müssen. Gerade weil die leiblichen Erkenntnisse subjektiv sind, ist es wichtig, ihre intersubjektive Nachvollziehbarkeit sicherzustellen. Schließlich spielen Leib und Sprache auch in der Hinsicht ineinander, dass das in der Forschungssituation leiblich-affektiv Erlebte einer sprachlichen Überprüfung am Text bedarf, wie umgekehrt der Text durch eine leiblich aufmerksame Leseweise einer zusätzlichen Interpretation unterzogen werden kann, um so gegebenenfalls auf eine neue Erkenntnis Spur zu gelangen.

3) *Das hermeneutische Spiralen-Problem*: Das Verhältnis von leiblicher Selbstwahrnehmung und Versprachlichung impliziert das problematische Verhältnis von (theoretischem) Vorverständnis und Gegenstandsverständnis, hier dem Verständnis der eigenleiblichen Regungen. Wie kann ich es verhindern, dass die sprachliche Bezeichnung dessen, was ich in der Forschungssituation an mir wahrnehme, nicht meinem

theoretischen Vorwissen entspringt, das ich aufgrund meiner akademischen Sozialisation automatisch besitze? Wie man an den Arbeiten Wacquants erkennen kann, ist dieser hermeneutischen Spirale letztlich nicht zu entkommen – bei Wacquant (2003) ersichtlich daran, dass die Beschreibungen seines leiblichen Spürens von Kategorien aus Bourdieus Theorien durchsetzt sind. Das relativiert nun allerdings keineswegs den Stellenwert leiblicher Erkenntnisse, denn *eigenleiblich* sind die Wahrnehmungen in der Forschungssituation ja gleichwohl – *ich* spüre mich in dieser Situation so oder so. Daraus lässt sich eine methodische Aufgabenstellung formulieren, die das Problem der hermeneutischen Spirale zumindest zu relativieren verspricht: Aufgabe der Forscherin und des Forschers ist es, im Sinne der »phänomenologischen Epoché« (Husserl!) ihr Vorwissen so weit einzuklammern, dass sie sich ihrem Sich-Spüren in der Forschungssituation möglichst vorurteilsfrei zuwenden können. Die vertrauten theoretischen Konzepte und Begriffe gilt es zu suspendieren, um die eigenleibliche Wahrnehmung auf die Art zu beschreiben, in der sie sich wirklich zeigen (zum Beispiel warm/ kalt, eng/weit, drückend/ziehend, kribbelnd/brennend etc.). Das erfordert zweifelsohne methodische Disziplin.

4) *Das Methodisierungsproblem*: Methodische Selbstdisziplin im Sinne einer möglichst vorurteilsfreien Beschreibung leiblicher Zeichen im Forschungsprozess ist das eine, ein methodisch kontrollierbares Vorgehen beim Erheben und Auswerten der Daten des Forscherleibes das andere. Für ersteres böten sich – etwa unter der Leitung von Körper- und Leibsoziolog:innen – in der akademischen Ausbildung spezielle Methoden- und Supervisions-Workshops an, in denen die Selbstwahrnehmung und deren Verbalisierung geschult werden. Im Hinblick auf eine Methodisierung leiblicher Selbstwahrnehmung und Verstehensprozesse sind der Umsetzung hingegen enge Grenzen gesetzt. Weder ist es möglich, konkrete Schritte festzulegen, welche Leibdaten in welcher Reihenfolge oder Ausführlichkeit erhoben werden sollen, noch wie die identifizierten Leibdaten zu interpretieren sind. Eine auch nur annähernde Standardisierbarkeit der Datenerhebung und -auswertung ist nicht möglich, weil es sich bei leiblich-pathischen Erfahrungen um »subjektive Tatsachen« (Schmitz 1990: 5) handelt, deren hermeneutische Auslegung einer Art »Kunstlehre« (Oevermann) entspricht. Leibliches Verstehen ist eine beziehungsweise bedarf primär einer bestimmten Haltung, nämlich der Einstellung, dass Subjektivität im Sinne des leiblich Wahrgenommenen im Forschungsprozess nicht nur legitim, sondern erkenntnisrelevant ist. Anstelle einer Methodisierung leiblicher Verstehensprozesse bleibt somit nur die Formulierung des methodologischen Gebots, das eigene Forschungsvorgehen transparent zu machen, um intersubjektive Nachvollziehbarkeit zu ermöglichen.

Ungeachtet der genannten Probleme und Grenzen leiblicher Erkenntnisgenerierung ist festzuhalten, dass dem Forscher:innenleib und

Forscher:innenkörper ein Erkenntnispotenzial innewohnt, dem gerade von Seiten der Körpersoziologie besondere Aufmerksamkeit zu schenken wäre. Wenn das programmatische Ziel der Körpersoziologie darin besteht, nicht bloß eine weitere Bindestrichsoziologie zu sein, sondern allgemeinsoziologische Bedeutung zu haben – im Sinne einer »embodied sociology« (Shilling 2007; Gugutzer 2012) –, dann ist die Ausarbeitung eines epistemologischen Korporalismus' ein dafür wichtiger Baustein.

Literatur

- Abraham, Anke (2002): *Der Körper im biographischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Apel, Karl-Otto (1985): »Das Leibapriori der Erkenntnis. Eine erkenntnisanthropologische Betrachtung im Anschluss an Leibnizens Monadenlehre«, in: Hilarion Petzold (Hg.), *Leiblichkeit. Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven*, Paderborn: Junfermann, 47–70.
- Bourdieu, Pierre (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1992): »Programm für eine Soziologie des Sports«, in: ders., *Rede und Antwort*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 193–207.
- Breuer, Franz (2000): »Wissenschaftliche Erfahrung und der Körper/Leib des Wissenschaftlers. Sozialwissenschaftliche Überlegungen«, in: Clemens Wischermann/Stefan Haas (Hg.), *Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung*, Stuttgart: Steiner, 33–50.
- Demmer, Christine (2016): »Interviewen als involviertes Spüren. Der Leib als Erkenntnisorgan im biografieanalytischen Forschungsprozess« [35 Absätze], *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Research*, (2016/1), Art. 13., <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1601139> (Zugriff: 21.12.2016).
- Dörpinghaus, Sabine (2013): *Dem Gespür auf der Spur. Leibphänomenologische Studie zur Hebammenkunde am Beispiel der Unruhe*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Forum Qualitative Sozialforschung (3/2002): *Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess I* (Schwerpunktausgabe, hrsg. von Katja Mruck/Wolff-Michael Roth/Franz Breuer), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/21> (Zugriff: 21.12.2016).
- Forum Qualitative Sozialforschung (2/2003): *Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess II* (Schwerpunktausgabe, hrsg. von Wolff-Michael Roth/ Franz Breuer/Katja Mruck), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/18> (Zugriff: 21.12.2016).
- Fuchs, Thomas (2007): *Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption*, Stuttgart: Kohlhammer.
- Gallagher, Shaun (2012): »Kognitionswissenschaften – Leiblichkeit und Embodiment«, in: Emmanuel Alloa/Thomas Bedorf/Christian Grüny/Tobias

- Nikolaus Klass (Hg.), *Leiblichkeit. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, Tübingen: Mohr Siebeck (utb), 320–333.
- Gugutzer, Robert (2022): *Soziologie des Körpers* (6., aktualisierte und ergänzte Auflage), Bielefeld: transcript (utb).
- Gugutzer, Robert (2015): *Soziologie des Körpers* (5., vollst. überarb. Aufl.), Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, Robert (2012): *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen*, Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, Robert (2006): »Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung«, in: ders. (Hg.), *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, Bielefeld: transcript, 9–53.
- Jäger, Ulle/Tomke König (2020): »Der Eigensinn des Leibes als Erkenntnisquelle. Soziale Ordnungen leiblich erkunden und verstehen«, in: Beatrice Müller/Lea Spahn (Hg.), *Den LeibKörper erforschen. Phänomenologische, geschlechter- und bildungstheoretische Perspektiven auf die Verletzlichkeit des Seins*, Bielefeld: transcript, 85–112.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Rappe, Guido (2012): *Leib und Subjekt. Phänomenologische Beiträge zu einem erweiterten Menschenbild*, Bochum/Freiburg: projektverlag.
- Schmidt, Robert (2011): *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin: Suhrkamp.
- Schmincke, Imke (2021): *Körpersoziologie*, Paderborn: Brill/Fink (utb).
- Schmitz, Hermann (2005): *Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie totaler Vernetzung*, Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmitz, Hermann (1990): *Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie*, Bonn: Bouvier.
- Schürmann, Volker (2008): »Reflexion und Wiederholung. Mit einem Ausblick auf ›Rhythmus‹«, in: Franz Bockrath/Bernhard Boschert/Elk Franke (Hg.), *Körperliche Erkenntnis. Formen reflexiver Erfahrung*, Bielefeld: transcript, 53–72.
- Shilling, Chris (Hg.) (2007): *Embodying sociology: Retrorespect, Progress and Prospects*, Oxford: Blackwell Publishing.
- Stenger, Ursula (2013): »Der Leib als Erkenntnisorgan«, in: Johannes Bilstein/Micha Brumlik (Hg.), *Die Bildung des Körpers*, Weinheim/München: Beltz Juventa, 104–115.
- Wacquant, Loïc J. D. (2015): »Für eine Soziologie von Fleisch und Blut«, in: *Berliner Debatte Initial* (2015/3), 70–80.
- Wacquant, Loïc J. D. (2003): *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*, Konstanz: UVK.